

# Zeit & Schrift

*Der Apfel fällt nicht  
weit vom Stamm*

*Endzeit*

## Editorial

- 3 Pest oder Cholera?**  
*Michael Schneider*

## Bibelstudium

- 4 Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm**  
*Horst von der Heyden*

- 12 Barnabas – und Markus**  
*Hanswalter Gieseke*

## Erziehung

- 18 Christliche Erziehung im Elternhaus**  
*Hartmut Kretzer*

## Aktuelles

- 24 Endzeit**  
*Karl Otto Herhaus*

- 30 Als Christ in der Mediengesellschaft leben (2)**  
*Jochen Klein*

## Die Rückseite

- 36 Warum liebt uns Gott so sehr?**  
*Herman W. Gockel*

## Zeit & Schrift

19. Jahrgang 2016

### Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden  
Thüringer Straße 14  
57299 Burbach  
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider  
Klingelbachweg 5  
35394 Gießen  
E-Mail: schneid9@web.de

### Bestelladresse:

Zeit & Schrift  
Horst von der Heyden  
Thüringer Straße 14  
57299 Burbach  
E-Mail: mail@zs-online.de  
Tel. 02736 6021

### Digitale Fassung:

www.zs-online.de  
(kostenloser Download)

### Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden  
Sparkasse Burbach-Neunkirchen  
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59  
BIC: WELADED1BUB

### Layout:

Wolfgang Schuppener

### Versand:

Buhl Data Service GmbH  
57290 Neunkirchen

### Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht. Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

# Pest oder Cholera?

Während ich dies schreibe, ist der US-Präsidentenwahlkampf noch in vollem Gange. Nicht nur die Kandidaten treten (im Fernsehen) gegeneinander an, sondern auch ihre Anhänger liefern sich (im Internet) hitzige Wortgefechte.

Als Nichtamerikaner ist man dabei immer wieder über den naiven Patriotismus erstaunt, den selbst gereifte Christen, an deren Prioritätensetzung man sonst keinen Grund zu zweifeln hatte, an den Tag legen. »Man muss die Sache so sehen«, erklärt da etwa eine 65-jährige Trump-Unterstützerin in der Facebook-Gruppe »So-Called (Plymouth) Brethren«: »Welcher Kandidat wird die USA mehr stärken? Wer will ein starkes Militär?« Die Frage, ob eine mächtige USA mit starkem Militär auch Gottes Wille ist, wird nicht einmal gestellt.

Hauptargument der meisten Trump-Befürworter sind die negativen Konsequenzen, die man im Falle eines Wahlsiegs Hillary Clintons für evangelikale Christen befürchtet. »Schritt für Schritt«, so prophezeit der bekannte reformierte Theologe Wayne Grudem im Online-Magazin *Townhall*, »würden Christen an den stillen Rand der Gesellschaft gedrängt werden« – für amerikanische Evangelikale offenbar eine unerträgliche Vorstellung.

Grudems Stellungnahmen haben in den letzten Wochen auch in säkularen Medien Aufsehen erregt, brachte doch das Bekanntwerden des sexistischen Skandalvideos seine Trump-Unterstützung für einige Tage ins Wanken – bevor er wieder zu seiner ursprünglichen Position zurückkehrte. Seine Argumentation ist im Wesentlichen pragmatisch; wo er Bibelstellen zitiert, sind es vorwiegend solche aus dem Alten Testament, die in der damaligen Theokratie ihre Gültigkeit hatten, aber nicht einfach auf »Fremdlinge ohne Bürgerrecht« (1Petr 2,11) übertragen werden können. Aus Paulus' Ermahnung, »für Könige und alle, die in Hoheit sind«, zu beten (1Tim 2,2), schließt er kurzerhand: »Wenn wir für eine gute Regierung beten sollen, sollten wir dann nicht auch eine gute Regierung wählen, wenn wir dazu die Gelegenheit haben?«

Von einer »guten« Regierung steht freilich in 1Tim

2,2 nichts, vielmehr gilt diese Anweisung auch für »schlechte«, gottlose Regierungen, wie sie zu Paulus' Zeiten der Normalfall waren. Ob eine Trump-Regierung eine »gute« Regierung wäre, kann ohnehin mit Fug bezweifelt werden – aber bei einer Clinton-Regierung wäre es natürlich nicht anders. In der Tat sehen sich viele Amerikaner, auch und gerade evangelikale Christen, dieses Jahr vor die Wahl zwischen Pest und Cholera gestellt, sodass das Wort vom »kleineren Übel« wieder einmal Hochkonjunktur hat.

Die naheliegende Alternative, *keinen* der beiden Kandidaten zu wählen, weist Grudem energisch zurück, da hierdurch nur Clinton gestärkt würde – was angesichts des amerikanischen Zweiparteiensystems mit Mehrheitswahlrecht wohl leider wahr ist. Ob das allerdings automatisch bedeutet, dass jeder Nichtwähler sich an Clintons Politik mitschuldig macht, wie Grudem suggeriert, ist eine andere Frage.

In der oben erwähnten Facebook-Diskussion brachte ein Teilnehmer ein Darby-Zitat ins Spiel, das geeignet sein könnte, die Maßstäbe so mancher christlichen »Hobbypolitiker« zurechtzurücken:

»Meine Aufgabe ist es, als Christ zu leben und den Charakter Christi zu zeigen, nicht die Welt in Ordnung zu bringen; das wird Christus tun, wenn er kommt [...] Wenn ich die Welt in Ordnung bringen soll, muss ich mich mit der Welt zusammentun und kann keine anderen Prinzipien haben als sie. Dann muss ich das Christsein aufgeben, denn die Welt lässt sich davon nicht leiten. [...] Wenn der Christ sich mit einem Ungläubigen zusammentut, erkennt er an, dass der Ungläube die Welt in Ordnung bringen kann. [...] Lass die Welt ihren eigenen Weg gehen und geh du deinen – d. h. Christi. Wenn nicht, kompromittierst du das Christsein, anstatt sein Zeugnis hochzuhalten.« (*Collected Writings of J. N. Darby*, Bd. 34, S. 478–480)

Michael Schneider

# Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Diese ebenso bekannte wie banale Feststellung resultiert einzig und allein aus der immer gleichbleibenden Schwerkraft unserer Erde. Dabei beschreibt sie das beobachtete Ereignis allerdings weniger exakt als vage, denn was ist mit »nicht weit« gemeint, und unter welchen Umständen wurde gemessen? Wenn man die Verwendung dieser Feststellung berücksichtigt, dann will sie offensichtlich auch gar keinen physikalischen Sachverhalt beschreiben, sondern eher einen soziologischen. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm« ist deshalb auch weniger in Lehrbüchern zu finden als vielmehr in Sammlungen von Redensarten und Lebensweisheiten.



Laut Wikipedia handelt es sich übrigens gar nicht um ein ur-eigen deutsches Sprichwort: Zum Beleg werden 19 Sprachen aufgelistet, in denen diese Redewendung wortwörtlich oder gleichmeinend vorkommt. Auf Venezianisch kennt man sie z. B. so: »Wer vom Huhn abstammt, wird wie ein Huhn scharren.« Gerade die venezianische Version lässt die Anwendung gut erkennen, die mit dem fallenden Apfel gemeint ist. Es geht um die Verhaltensmuster der jeweiligen Nachkommen. Kinder ahmen die Eigenschaften und Verhaltensweisen ihrer Eltern nach.

Ist das wirklich so?

Wenn dieser Sachverhalt in vielen Ländern bekannt ist (und die Liste der 19 ist ja eine nach oben offene Liste), kann man sicher mit einer gewissen Berechtigung davon ausgehen, dass diese Feststellung zumindest nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Und wer von uns hätte diese Beobachtung nicht schon selber gemacht – zumindest wenn es um die Beurteilung von anderen geht!

»Das hat sie von ihrer Mutter.«  
 »Sein Vater trank doch auch schon so!«  
 »Die können eben nicht haushalten, das konnten die Großeltern schon nicht.«  
 Unsere Wahrnehmung ist von derartigen oder ähnlichen Urteilen geprägt. Von Urteilen, die wir eigentlich hilfreich finden, weil sie uns die Welt erklären, die aber zumindest immer dann fatal sind, wenn sie sich verfestigt haben und keine Korrekturen mehr zulassen.

Die Bibel kennt übrigens auch dieses Phänomen: »Wie die Mutter, so ihre Tochter«, heißt es z. B.

bei Hesekiel (16,44). Der Prophet meint damit, dass dieses Urteil von den umliegenden Völkern gefällt wird, wenn sie die Negativentwicklung des Gottesvolkes wahrnehmen und realisieren, dass sich diese Entwicklung seit Generationen fortsetzt. Gleichzeitig verweist Hesekiel aber darauf, dass es sich bei dieser »Erkenntnis« um ein Sprichwort handelt – aber nicht um eine Gesetzmäßigkeit.

Selbstverständlich ahmen Kinder die Gewohnheiten ihrer Eltern nach – oder aber eben nicht. Gerade die Bücher Könige und Chronika beschreiben beide Phänomene. Da wird von Königen berichtet, die nahezu Kopien ihrer Eltern sind, und anderen, die genau das Gegenteil von dem tun, was sie bei ihren Eltern sahen. Ergo: Es ist immer Vorsicht geboten, wenn wir Urteile über das Verhalten unserer Mitmenschen fällen.

Es ist allerdings auch dann Vorsicht geboten, wenn jemand mit Verweis auf seine Abstammung das eigene Verhalten zu erklären sucht. »Ich bin nun mal so, das gehört zu meinem Charakter.«  
 »Das war bei meiner Mutter schon so, das kann ich nicht ändern.«  
 Meist ist diese Art Erklärung eher als Entschuldigung oder Rechtfertigung gemeint.

Die Bibel kennt viele Beispiele, wo sich Verhaltensmuster nachhaltig verändert haben, sowohl zum Positiven als auch zum Negativen hin. Ein ganz bemerkenswertes Beispiel ist in diesem Sinn Johannes, der Jünger Jesu.

### **Johannes, der Fischer**

Während uns das Neue Testament eindeutig mitteilt, dass der Jün-



ger Johannes ein Sohn von Zebedäus war (Mt 4,21; 10,2), erfahren wir den Namen seiner Mutter nur durch Kombination. Aus der Gegenüberstellung der beiden Textstellen Mt 27,56 und Mk 15,40 hat die christliche Tradition mit gutem Grund geschlossen, dass die Frau, die bei Markus »Salome« genannt wird, die Mutter der beiden Brüder Jakobus und Johannes war. Gleichzeitig erfahren wir damit auch, dass Johannes (mindestens) einen Bruder hatte. Und dass die beiden bei ihrem Vater arbeiteten, der am See von Galiläa ein Schiff hatte, lesen wir in Mt 4,21. Zebedäus scheint sogar einen Fischereibetrieb zu haben und relativ wohlhabend gewesen zu sein, denn außer den beiden Brüdern hatte er auch noch Tagelöhner beschäftigt (Mk 1,20).

Wahrscheinlich gehörte die Familie von Zebedäus zu den Familien in Israel, die auf den Messias warteten; zumindest hielt sich ihr Sohn Johannes zu den Männern, die sich um den Namensvetter scharten, der den Zusatz »der Täufer« hatte. Der war es auch gewesen, der Johannes eines Tages auf Jesus aufmerksam gemacht hatte: »Siehe, das Lamm Gottes« (Joh 1,35f.). Neugierig, wie er war, war er noch am gleichen Tag mit seinem Freund Andreas zu dem Rabbi gegangen – und sie waren bei ihm geblieben.

Johannes gehörte zu den ersten Jüngern, die sich zu Jesus hielten, und er war beileibe nicht der unbedeutendste. Er selbst stellte sich zwar nie in den Vordergrund, neben Petrus und seinem Bruder Jakobus gehörte er aber wohl zu den Jüngern, die eine besondere

Beziehung zu Jesus hatten. Bei verschiedenen Gelegenheiten treten nur die drei gemeinsam mit ihrem Meister auf: Bei der Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,37), bei der sogenannten Verklärung Jesu (Mk 9,2) und im Garten Gethsemane (Mk 14,33).

Die besondere Zuneigung zu Christus endete für Johannes nicht mit der Himmelfahrt. Im Gegenteil, gerade nachdem der Herr die Erde verlassen hatte, sehen wir ihn als einen, der ganz besonders an der Bildung und dem Aufbau der Gemeinde beteiligt ist. Später zählt er – wieder gemeinsam mit Petrus und seinem Bruder Jakobus – zu den »Säulen der Gemeinde« in Jerusalem (Gal 2,9).

### Johannes, der Autor

Von den zwölf Jüngern, die dauerhaft bei Jesus geblieben waren, hatten offensichtlich nur zwei den Auftrag erhalten, aufzuschreiben, was sie mit Jesus erlebt hatten. Neben Matthäus war das eben Johannes, der auf diesem Weg ein Evangelium verfasste. Darüber hinaus schrieb er noch drei Briefe und sozusagen als krönenden Abschluss die Offenbarung. Auch andere Jünger werden Briefe geschrieben und versandt haben, aber nur die von Johannes wurden dem neutestamentlichen Kanon hinzugefügt.

Die Bücher des Neuen Testaments haben jeweils besondere Schwerpunkte und Akzentuierungen. Die Schriften von Johannes sind u. a. dadurch gekennzeichnet, dass das Wort *Liebe*<sup>1</sup> deutlich häufiger vorkommt als in vergleichbaren anderen Büchern derselben Gattung: Während es in

1 Entweder als eigenständiges Nomen, als Verb oder als Ableitung.

den drei synoptischen Evangelien zusammen 39-mal auftritt, wird es allein im Johannesevangelium 46-mal genannt. In den Briefen von Jakobus und Petrus (insgesamt 270 Verse) taucht das Wort *Liebe* insgesamt 23-mal auf, in den drei Briefen, die Johannes verfasst hat (zusammen 132 Verse), 44-mal. Paulus gebraucht das Wort 116-mal – allerdings in 13 Briefen bzw. 2032 Versen!

Ein Merkmal der johanneischen Briefe ist also der Hinweis auf bzw. die Aufforderung zur Liebe. Eigentlich wundert es uns ein wenig – zumindest wenn wir uns der Person dieses Jüngers nähern, wie sie in den Evangelien geschildert wird. Dort erlebt man ihn eher impulsiv, cholerisch, fanatisch, unbeherrscht, sogar zur Gewalt neigend.

### Johannes, der Wichtige

Er war, wie gesagt, einer der ersten Jünger, die Jesus folgten. Und in seiner Nachfolge war er konsequent – weil er wusste, wem er folgte. Dass er dabei zuweilen zu weit ging und sich selbst zum Maßstab machte, wird in der Episode deutlich, wo er sich zum Sprecher der Zwölf machte und im Brustton der Überzeugung seinem Herrn und Meister von einer getroffenen Entscheidung berichtete. Sie hatten nämlich jemanden gemäßregelt, der Dämonen austrieb – und zwar im Namen Jesu. Das Schlimme daran war für Johannes, dass er ihnen, den ausgewählten Jüngern, nicht folgte, also gar nicht autorisiert war, Dämonen auszutreiben. Einfach so hatte der sich erdreistet – und zwar ohne dass er ihnen, den rechtmäßigen

Jüngern, nachgefolgt wäre. Ein Umding in seinen Augen. Souverän hatte der Herr ihn auf seine Weise korrigiert: »Wehrt nicht, denn wer nicht gegen euch ist, ist für euch« (Lk 9,50).

Bemerkenswert sind übrigens Anlass und Zeitpunkt dieser Episode: Markus deutet darauf hin, dass Johannes seinen Hinweis auf den Dämonenaustreiber als Antwort auf eine vorausgegangene Belehrung verstanden hatte. So eben hatten sie im Kreis der Jünger darüber gestritten, wer denn nun der Größte unter ihnen sei und die Führerschaft beanspruchen könne. Und da hatte der Herr auf ein Kind verwiesen, um das es sich zu sorgen gelte, und damit den Jüngern klarzumachen versucht, dass im Reich Gottes andere Maßstäbe gelten als in der Welt. Das galt und gilt es immer noch zu lernen. Die Reaktion von Johannes zeigt, dass er damals noch am Anfang dieses Lernprozesses stand – und offensichtlich noch einen langen Weg vor sich hatte.

Auch kurze Zeit später – der Herr stand gerade im Begriff, mit seinen Jüngern nach Jerusalem zum Laubhüttenfest zu gehen – machte Johannes wieder einmal seinen aktuellen Entwicklungsstand deutlich. In Galiläa waren sie gewesen und nun also auf dem Weg nach Judäa. Und wieder wählte ihr Meister den Weg durchs Westjordanland, auch wenn – oder eher gerade weil – sie dabei durch Samaria ziehen mussten.

Den Weg durch Samaria hatte Jesus schon einmal gewählt. Damals, als sie in die entgegengesetzte Richtung, nach Galiläa ge-





zogen waren – um bei Sichar einer Frau zu begegnen. Damals hatte nicht nur diese Frau an ihn geglaubt, sondern die ganze Stadt hatte ihn schließlich als den Heiland der Welt erkannt (Joh 4,42). Jetzt schickte er ein paar seiner Jünger, unter denen auch Johannes war, voraus, »um für ihn zuzubereiten« (Lk 9,52). Sie werden wohl erzählt haben, was ihr eigentliches Ziel war, und offenbar war gerade das ihr Fehler. Als die Samariter nämlich vernahmen, dass sie auf dem Weg nach Jerusalem waren, verweigerten sie ihnen die Gastfreundschaft. Über die Gründe lässt sich trefflich spekulieren. Dass das Verhältnis zwischen Juden und Samaritanern nicht eben gut war, ist bekannt und historisch bedingt. Aber in Sichar hatte man sie nicht nur freundlich empfangen, sondern auch noch zum weiteren Verweilen aufgefordert. Hier geschieht nun genau das Gegenteil. So wie es immer ist im Leben, wenn es um die Beziehung zu Jesus Christus geht. Die einen nehmen ihn an, die anderen lehnen ihn ab.

Aber hier soll es ja nicht um die Spekulation über die Motive gehen, sondern um die Reaktion auf die Reaktion: Wie reagieren wir bei Ablehnung? Johannes und sein Bruder, in blindem Eifer für ihren Meister, wollen »Feuer vom Himmel herabfallen und sie verzehren heißen« (Lk 9,54). Wir dürfen ihnen zugutehalten, dass sie nicht selbst aktiv werden, sondern zunächst ihren Meister fragen. Aber ihr Vorschlag ist radikal, und dabei wissen sie sich in guter Gesellschaft: Feuer wollen sie vom Himmel fallen lassen, wie es einst

Elia getan hat. Man beachte: Sie fordern nicht Jesus dazu auf, sie würden es gerne selber tun und wähen sich auf einer Ebene mit dem zum Himmel aufgefahrenen Propheten.

Der Herr »wandte sich aber zu ihnen um und tadelte sie«, berichtet Lukas. Worin dieser Tadel lag, wird nicht mitgeteilt. Aber es wird deutlich gewesen sein, dass sie mit ihrem Ansinnen gänzlich falsch lagen. Die NGÜ verweist an dieser Stelle auf eine »weniger gut bezeugte Lesart«, nach der Jesus gesagt haben soll: »Ihr wisst nicht (od. Wisst ihr nicht), welcher Geist euch bestimmt (od. bestimmen soll). Denn der Menschensohn ist nicht gekommen, um das Leben der Menschen zu vernichten, sondern um es zu retten.«

Ob der Herr nun bei dieser Gelegenheit die weniger gut belegten Sätze gesagt hat oder nicht, sie würden jedenfalls sowohl zur Situation als auch zu seinem Selbstverständnis passen. Johannes und sein Bruder hatten bis dahin offensichtlich noch nicht verstanden, was es heißt, Jesus nicht nur nachzulaufen, sondern wirklich nachzuziehen und in seiner Gesinnung zu handeln. Um nicht missverstanden zu werden, sollte ich hier treffender schreiben: *auch* noch nicht. Denn dies ist ein lebenslanger Prozess, und wer hätte damit keine Mühe?

Der Herr weiß es – bei uns ebenso, wie er es bei den Söhnen des Zebedäus wusste. Ihm brauchen wir nichts vorzumachen. David fasst diese Erkenntnis folgendermaßen zusammen: »Er kennt unser Gebilde, ist eingedenk, dass wir Staub sind« (Ps 103,14). Und

unser Johannes wird es später in anderem Zusammenhang zwar, aber dennoch treffend so sagen: »Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, weil er alle kannte und nicht bedurfte, dass jemand Zeugnis gebe von dem Menschen; denn er selbst wusste, was in dem Menschen war« (Joh 2,24f.).

Das wusste er übrigens lange bevor er seine Jünger in seinen Dienst berief, und dennoch hat er sie berufen. Und er hat es seinen Jüngern auch zu erkennen gegeben, dass er sie kannte und richtig einzuschätzen wusste: »Boanerges« nannte er die beiden Söhne des Zebedäus, »Donnersöhne«, und damit war eigentlich schon alles gesagt.<sup>2</sup> Ungeklärt bleibt indes, ob diese Bezeichnung ein stehender Begriff (Spitzname) war oder sich tatsächlich auf ein Elternteil bezog. Auch ob die besonderen Charaktereigenschaften der beiden Brüder eher genetisch bedingt oder eher anerzogen waren, bleibt dahingestellt. Ganz sicher waren sie beides.

Erstaunlich ist, dass ihre Mutter offenbar ähnlich gestrickt war wie ihre Söhne – oder doch eher umgekehrt (siehe Titel)? Die Begebenheit, die dies erhellt, wird sowohl von Matthäus (20,22ff.) als auch von Markus (10,35ff.) berichtet. Während bei Markus die Mutter gar nicht in Erscheinung tritt, scheint bei Matthäus die Initiative des Verlangens von Salome ausgegangen zu sein. Jedenfalls wird sie als diejenige geschildert, die mit der konkreten Forderung zu Jesus kam und von ihm erbat, dass ihre Söhne im Reich Gottes an seiner Seite sitzen sollten. Die Antwort Jesu lässt erkennen, dass

der mütterliche Vorstoß offenbar in Absprache mit den Söhnen erfolgte, denn er spricht sie im Plural an: »Ihr wisst nicht, was ihr erbittet« (Mt 20,22).

### Johannes, der Jünger

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, müssen wir uns der Frage stellen: Wie passt all das zu dem, wie Johannes in seinem Evangelium und in seinen Briefen auftritt? Wie erklärt sich dieses überproportional häufige Auftreten der Liebe bei einem Jünger,

- der von sich selbst so überzeugt war, dass er offenbar keine Scheu hatte, sich über andere zu stellen,
- der andere an sich selbst maß und letztlich negativ beurteilte,
- der denen, die sich seinen Vorhaben widersetzen, massiv entgegentrat und dabei sogar deren Tod billigend in Kauf nahm.

Bevor wir eine Antwort versuchen, müssen wir uns folgende Aspekte in Erinnerung rufen:

- Die Informationen, die uns den eher negativen Johannes zeigen, werden uns ausschließlich in den synoptischen Evangelien mitgeteilt.

• Obwohl Johannes zum inneren Kreis der Jünger gehörte, erwähnt er sich selbst in seinem Evangelium überhaupt nicht, jedenfalls nicht mit Namen. Wenn es nicht zu vermeiden ist, von ihm zu reden, dann in der (fast) immer gleichen umschreibenden Weise, etwa »der andere Jünger«, zuweilen ergänzt durch den Zusatz »den Jesus liebte«.

• Johannes hat sowohl sein Evangelium als auch die drei Briefe, die nach ihm genannt sind,



<sup>2</sup> Ungeklärt bleibt, ob der Herr den beiden Brüdern schon am Tag der offiziellen Berufung den Beinamen »Söhne des Donners« gab, ob dies erst später erfolgte oder ob Markus, der ja der einzige Evangelist ist, der diesen Umstand überhaupt berichtet, dies erst retrospektiv tut. Bei Simon, dem Jesus ebenfalls einen Beinamen gab, wird die konkrete Begebenheit mitgeteilt, bei der er »Petrus« genannt wurde.



mit großer Wahrscheinlichkeit erst am Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben und damit viele Jahre nach der Entstehung der drei synoptischen Evangelien.

Das Johannesevangelium wird u. a. deshalb nicht zu den synoptischen gezählt, weil es zu ca. 90 % Sondergut enthält, also Begebenheiten und Aussagen, die in keinem anderen Evangelium zu finden sind. Das gilt freilich auch umgekehrt: Vieles, was Matthäus, Markus und Lukas berichten, sucht man bei ihm vergeblich. So fehlen bei ihm beispielsweise auch die Geschehnisse, bei denen Johannes, wie oben gezeigt, weniger gut aussieht. Wäre es Johannes selbst gewesen, der eigenverantwortlich hätte auswählen können, was er schrieb und was er wegließ – wir als Leser könnten für einen Verzicht auf bestimmte Passagen durchaus ein gewisses Verständnis aufbringen. Aber wir sind gewiss: Nicht Johannes war es, der die Auswahl verantwortete, »*vielmehr haben Menschen, vom Heiligen Geist geleitet, im Auftrag Gottes geredet*« (2Petr 1,21 NGÜ).

Das muss dann allerdings auch für solche Mitteilungen gelten, die Johannes in einem positiven Licht hätten erscheinen lassen. Und in der Tat, gerade die Passagen, die von den besonderen Aufgaben berichten, die Petrus, Johannes und Jakobus zu erledigen hatten, werden im Johannesevangelium ebenfalls nicht erwähnt. Das ist umso erstaunlicher, als dieser sog. »innere Kreis der Jünger« doch ausdrücklich vom Herrn ausgewählt worden war, ihn bei ganz besonderen Anlässen zu begleiten.<sup>3</sup> Auf die Darstellung dieser

Ereignisse gänzlich zu verzichten passt nur zu einem Autor, dem auch der inspirierende Geist ein hohes Maß an Bescheidenheit attestieren kann.

Und genau dazu passt seine feine Zurückhaltung, wenn es darum geht, sich selbst darzustellen. Es wurde schon darauf verwiesen, dass Johannes sich selbst nie bei seinem Namen nennt. Das hätte er selbstverständlich tun können, so wie es sein Kollege Matthäus in »seinem« Evangelium auch getan hatte – zumindest bei der Auflistung der Apostel. Aber Johannes verzichtet bewusst darauf – und ich bin überzeugt, dass das nicht ausschließlich auf den inspirierenden Geist, sondern sehr wohl auch auf den schreibenden Zeugen zurückzuführen ist. Er umschreibt, wenn es um ihn selbst geht, in der Regel mit »*der andere Jünger*« und ergänzt das fünfmal durch den Hinweis »*den Jesus liebte*«.<sup>4</sup>

War Johannes der Auffassung, dass Jesus ihn allein oder zumindest mehr als die anderen Jünger geliebt hatte? An den Stellen, wo er auf die Liebe seines Herrn zu seinen Jüngern zu sprechen kommt,<sup>5</sup> macht er keine Abstufung bezüglich des Umfangs oder der Intensität von Jesu Liebe. Im Gegenteil, er war davon überzeugt, dass Christus keinen der Jünger bevorzugte oder benachteiligte, seine Liebe galt allen gleichermaßen. Aber nur von sich selbst sagt er, dass ihm dieses Geliebt-Sein auch bewusst war. Übrigens: Johannes betont nicht seine Liebe zu Christus – dazu hatte es am See von Genesareth mal ein Gespräch gegeben, dem er beigewohnt hatte – nein,

3 Zu den besonderen Ereignissen zählen die Auferweckung der Tochter des Jairus, die Geschehnisse auf dem Berg der Verklärung und die Begleitung des Herrn auf seinem Weg in den Garten Gethsemane.

4 Joh 13,23; 19,26; 20,2; 21,7.20.

5 Joh 13,1.34; 15,9f.12.

genau umgekehrt: er ist sich der Liebe Christi bewusst.

Es ist bemerkenswert, dass er auf dieses »Selbstbewusstsein« erstmals hinweist, als es nicht mehr zu vermeiden ist. Fast drei Jahre war er mittlerweile mit Jesus zusammen, hatte gesehen und erlebt, wie er mit Menschen umgegangen war. Insbesondere mit denen, die nicht im Rampenlicht standen: mit Kranken, mit Benachteiligten, mit Kindern. Aber auch und gerade mit denen, die ihm feindlich gesinnt waren: mit den Schriftgelehrten, Pharisäern und Obersten. Er hatte auch gesehen, wie er mit ihnen, den Jüngern, umgegangen war. Wie er ihrem Streit begegnet war und ihrem Egoismus.

Und gerade hatte er seinen Herrn erlebt, wie er so bereitwillig die Rolle des Dieners eingenommen und ihnen allen die Füße gewaschen hatte. Und jetzt wird er von Petrus aufgefordert, den Herrn zu fragen, wer denn von ihnen zu einer solchen Ungeheuerlichkeit fähig sein würde, ihn, den Christus, den Gesalbten Gottes, zu verraten und auszuliefern. Das hatte Jesus soeben behauptet – und es übertraf ihrer aller Vorstellungskraft. Das musste ein Irrtum sein – wem war solches zuzutrauen? Um das abzuklären, war Johannes aufgefordert worden, bei Jesus nachzufragen, denn er lag während des Essens immer unmittelbar neben seinem Meister. Und er lag in dessen Nähe, weil er ihn bewunderte, weil er sich seiner Liebe gewiss war und deshalb seine Nähe suchte.

Johannes erwähnt sich auch später noch – zunächst aber nicht

mehr mit dem besagten Zusatz. Als er die Szene beschreibt, die sich im Hof des Hohenpriesters abspielte, wo gerade er maßgeblich daran beteiligt war, dass seinem Freund Petrus der Zugang in den Hof ermöglicht wurde, da hält er den Zusatz für nicht angebracht. Den fügt er erst wieder hinzu, als er das Geschehen auf Golgatha beschreibt.

Was hatte Johannes in den letzten Stunden alles erlebt:

- das Ringen in Gethsemane
- das Verhör vor Kajaphas
- die Leugnung von Petrus
- das Schauspiel bei Pilatus
- die Geißelung der Soldaten
- den Spott der Menge
- die Flucht der Jünger
- den Weg nach Golgatha
- die barbarische Kreuzigung

Und wie hatte er seinen Herrn dabei wahrgenommen? Und jetzt hing sein Herr an diesem Kreuz, blutüberströmt und von unsäglichem Schmerzen gepeinigt in der brütenden Mittagssonne – bat für seine Feinde und sorgte sich um die Zukunft seiner Mutter, die dieses brutale Spektakel durchleiden musste.

Wenn er auch noch einen Funken Zweifel gehabt hätte, jetzt wusste Johannes ein für alle Mal, was Liebe war. Ich zweifle nicht, dass gerade das Erleben der Passion den Charakter des Donnersohnes nachträglich geprägt und verändert hat: zu dem Jünger, den Jesus liebte.

*Horst von der Heyden*



# Barnabas – und Markus

*»Er war ein guter Mann und voll Heiligen Geistes und Glaubens.« (Apg 11,24)*

*»Er ist mir nützlich zum Dienst.« (2Tim 4,11)*



Sowie uns im Alten Testament Glaubenszeugen vorgestellt werden, die auf den einen wahrhaftigen Zeugen Jesus Christus als den *Kommenden* hinweisen, so werden uns im Neuen Testament Glaubenszeugen vor Augen geführt, die den *Gekommenen* und das uns in ihm geschenkte Heil bezeugen. Sie sind nämlich solche Zeugen nicht nur durch das von ihnen kraft der Inspiration des Heiligen Geistes überlieferte Glaubensgut, sondern auch durch ihren Wandel im Dienste ihres Herrn und im Leiden in seiner Nachfolge.

Da ist es zwar naheliegend, zuerst an die Apostel zu denken, die mit Jesus zusammen gewesen bzw. wie Paulus durch die Erscheinung des erhöhten Herrn vollständig von ihm in Beschlag genommen worden waren, oder an Märtyrer wie Stephanus, die ihr Leben um des Zeugnisses willen hingegeben haben. Das Neue Testament und hier insbesondere die Apostelgeschichte macht uns darüber hinaus aber auch mit Männern und Frauen bekannt, die als Zeugen in der zweiten Reihe gestanden haben, die aber gleichwohl für den Herrn bzw. den Geist tauglich gewesen sind, an entscheidenden Stellen ihres Heilswirkens die Weichen richtig zu stellen. Dies gilt beispielhaft für *Barnabas*. Deshalb soll seine Geschichte hier – später zusammen mit der von Markus – kurz vorgestellt werden.

### Kurzbiographie von Barnabas

»Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – was übersetzt heißt: Sohn des Trostes –, ein Levit, ein Zypriener von Geburt, der einen Acker besaß, verkaufte ihn, brachte das Geld und legte es zu den Füßen der Apostel nieder« (Apg 4,36f.).

Er heißt eigentlich Josef, ist aus dem Stamm Levi, der ja in besonderer Weise dem Dienst des HERRN geweiht war, ist aber in den verwirrten Zeitläufen durch seine Vorfahren nach Zypern verschlagen worden. Er selbst ist jedoch nach Jerusalem zurückgekehrt, zum Glauben an den Herrn Jesus gekommen und hat sich den Aposteln angeschlossen. Von diesen erhält er den Beinamen Barnabas, was »Sohn des Trostes (oder: der Tröstung)« bedeutet. Dies kann in einem zweifachen Sinn verstanden werden; zuerst passiv: einer, der Gottes Tröstung (oder: Ermahnung, Ermunterung, Zuspruch; griech. *paraklesis*) erfahren hat und in dieser lebt, aber auch aktiv: einer, der durch den Geist, den Tröster (griech. *parakletos*), andere zu trösten (oder: ermahnen, ermuntern; griech. *parakalo*) vermag. Im Fol-

genden wird sichtbar werden, dass Barnabas diesbezüglich eine besondere Gabe innehatte und betätigte.

Berichtet wird dann nur noch, dass Barnabas einen Acker besaß, diesen verkaufte und das Geld den Aposteln zur Verfügung stellte. Das wird hier nicht als etwas Außergewöhnliches dargestellt; andere hatten so etwas ja schon vor ihm getan. Es wird sicher auch nicht lediglich als Kontrastfall zu dem gleich anschließend berichteten unwahrhaftigen Verhalten von Hannias und Saphira erwähnt sein (vgl. Apg 5,1–11). Vielmehr hat diese Mitteilung ihren Platz am Anfang der Geschichte des Barnabas, insofern sie ihn als jemanden kennzeichnet, für den der Dienst des Herrn zuerst auch die Preisgabe materieller Güter einschließt.

### Barnabas bringt Saulus mit den Aposteln in Verbindung

»Barnabas aber nahm ihn [Saulus] und brachte ihn zu den Aposteln und erzählte ihnen, wie er auf dem Weg den Herrn gesehen habe und dass der zu ihm geredet und wie er in Damaskus freimütig im Namen Jesu gesprochen habe« (Apg 9,27).

In Jerusalem, dem hauptsächlichen Ort von Saulus' früherem Wüten gegen die Jünger Jesu, war die Furcht und das Misstrauen gegen ihn natürlich besonders stark und reichte bis zu den Aposteln selbst. Hier nun erkennt Barnabas seine spezielle Aufgabe. Er macht die Bekehrung des Saulus und sein furchtloses Zeugnis in Damaskus den Jüngern bekannt und führt ihn so in deren Gemeinschaft ein. Saulus kann daraufhin bei ihnen aus und ein gehen und freimütig im Namen des Herrn sprechen. Sein Streiten mit den Hellenisten (d. h. griechisch gesinnten Juden) bringt ihn aber auch sogleich schon in Lebensgefahr; die Brüder müssen ihn weggeleiten, und er kehrt erst einmal wieder in seine Heimatstadt Tarsus zurück (vgl. Apg 9,28–30).

### Barnabas besucht die Gemeinde in Antiochia

»Es kam aber die Rede von ihnen [den gläubig gewordenen Griechen] zu den Ohren der Gemeinde in Jerusalem, und sie sandten Barnabas aus, dass er hindurchzöge bis nach Antiochia; der freute sich, als er hingekommen war und die Gnade Gottes sah, und ermahnte alle, mit Herzensentschluss bei dem Herrn zu verharren. Denn er war ein guter Mann und voll Heiligen Geistes und Glaubens. Und eine zahlreiche Menge wurde dem Herrn hinzugefügt« (Apg 11,22–24).

Dies ist wirklich ein Höhepunkt im Wirken des Barnabas. So wie er in Jerusalem Saulus mit den Aposteln in Verbindung gebracht hatte, ist es ihm jetzt aufgegeben, die Gemeinde der gläubig gewordenen Griechen in Antiochia mit der aus Juden gebildeten Gemeinde von Jerusalem in Verbindung zu bringen. Wie geht dies vonstatten? Barnabas erkennt, dass hier die Gnade Gottes gewirkt hat, freut sich darüber und ermahnt (ermuntert) aufgrund dieser freudigen Wahrnehmung die Neubekehrten, »*bei dem Herrn zu verharren*«.

Gewiss war bei dieser jungen Gemeinde noch manches zu bemängeln, aber wir hören erst einmal kein Wort darüber, es geschieht keine ad-hoc-Belehrung durch den geistlich erfahreneren Bruder. Was hätte auch das Verhalten eines gesetzlich gesinnten Lehrers in dieser Situation für Unheil anrichten können! Der inspirierte Schreiber hält es nicht von ungefähr für angebracht, gerade in diesem Zusammenhang zu bemerken, dass Barnabas »*ein guter Mann und voll Heiligen Geistes und Glaubens*« war.

## **Barnabas sucht Saulus zu gemeinsamem Wirken auf**

»*Er [Barnabas] zog aber aus nach Tarsus, um Saulus aufzusuchen; und als er ihn gefunden hatte, brachte er ihn nach Antiochia. Es geschah ihnen aber, dass sie ein ganzes Jahr zusammenkamen und eine zahlreiche Menge lehrten und dass die Jünger zuerst in Antiochia Christen genannt wurden*« (Apg 11,25f.).

Wenn Barnabas in Antiochia nicht gleich mit der Belehrung der Gemeinde beginnt, so bedeutet das keineswegs, dass er diese für weniger wichtig hält, sondern nur, dass diese nicht in einem Schnellverfahren den Gläubigen gleichsam »übergestülpt« werden kann. Und zum anderen erkennt er, dass er eine solche Aufgabe nicht als ein Privileg für sich allein in Angriff nehmen soll. Er unterzieht sich vielmehr der Mühe, zu einem solchen Zweck Saulus aufzusuchen, der sich zu dieser Zeit irgendwo in Syrien oder Zilizien aufhält (vgl. Gal 1,21), möglicherweise auch in seiner Heimatstadt Tarsus. Als Barnabas ihn dort findet, nimmt er ihn mit nach Antiochia, und sie verbringen dort ein ganzes Jahr miteinander, um eine große Menge zu lehren. Und gerade hier werden die Jünger Jesu zuerst nach dem Namen ihres Herrn Christus als *Christen* bezeichnet.



## **Barnabas und Saulus überbringen den Brüdern in Judäa eine Gabe der Gemeinde von Antiochia**

»*Sie beschlossen aber, dass, wie einer der Jünger begütert war, jeder von ihnen zur Hilfeleistung für die Brüder, die in Judäa wohnten, etwas senden sollte; das taten sie auch, indem sie es durch die Hand des Barnabas und Saulus an die Ältesten sandten*« (Apg 11,29f.).

Die Gemeinschaft der jüdischen Gemeinden mit der von Antiochia wirkt auch auf jene zurück, insofern diese nach der Prophezeiung einer Hungersnot in Judäa sich bereitfinden, Hilfe zu leisten. Und auch für den dafür notwendigen mühevollen Reisedienst werden Barnabas und Saulus als vertrauenswürdig und bereitwillig befunden, um die Gabe zu überbringen.

## **Barnabas und Saulus werden auf eine Missionsreise entsandt**

»*Während sie [die Gemeinde in Antiochia] aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Sondern mir nun Barnabas und Saulus zu dem Werk aus, zu dem ich sie berufen habe! Da fasteten und beteten sie; und als sie ihnen die Hände aufgelegt hatten, entließen sie sie*« (Apg 13,2f.).

Diese Reise geht zuerst nach Zypern und anschließend durch verschiedene Städte des südlichen Kleinasien, wobei das Evangelium sowohl Juden als auch Heiden verkündigt wird (vgl. Apg 13,4 – 14,28). Die von Barnabas und Saulus – der von nun an Paulus genannt wird – gebrachte Botschaft wird von vielen angenommen; beide erfahren von den Heiden sogar ungewollt und tief erschreckt göttliche Verehrung.



Ihr Wort führt vor allem von Seiten der ungläubigen Juden anschließend aber auch zu erbitterter Verfolgung, die in der Steinigung des Paulus ihren Höhepunkt erreicht.

Trotzdem suchen beide diese Städte noch einmal auf, *»stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, im Glauben zu verharren, und sagten, dass wir durch viele Bedrängnisse in das Reich Gottes hineingehen müssen«* (Apg 14,22). Sie wählen in jeder Gemeinde Älteste, beten und fasten mit ihnen und befehlen sie dem Herrn an. Dann erst kehren sie nach Antiochia zurück und erzählen der Gemeinde, was Gott durch sie gewirkt, insbesondere aber *»wie er den Nationen eine Tür des Glaubens geöffnet«* hat (Apg 14,27).

### **Paulus und Barnabas bezeugen in Jerusalem das Heilwirken Gottes unter den Nationen**

*»Als nun ein Zwiespalt entstand und ein nicht geringer Wortwechsel zwischen ihnen [den sog. Judaisten] und Paulus und Barnabas, ordneten sie [die Gemeinde in Antiochia] an, dass Paulus und Barnabas und einige andere von ihnen zu den Aposteln und Ältesten nach Jerusalem hinaufgehen sollten wegen dieser Streitfrage«* (Apg 15,2).

Die Gemeinde in Antiochia will die an sie herangetragene Forderung, auch an den Heidenchristen die Beschneidung zu vollziehen und sie zum Halten des Gesetzes Moses zu verpflichten, nicht für sich allein entscheiden, sondern dafür ein Votum der Apostel und Ältesten in Jerusalem einholen. Zu diesem Zweck entsenden sie Paulus und Barnabas dorthin, und diese benutzen gemeinsam die Gelegenheit, auf dem Hin-

weg den Gemeinden in Phönizien und Samaria von der Bekehrung derer aus den Nationen zu berichten. Aber auch in Jerusalem selbst können sie ausführlich erzählen, *»wie viele Zeichen und Wunder Gott unter den Nationen durch sie getan habe«* (Apg 15,12). Ihre Worte finden die vollständige Zustimmung von Petrus und Jakobus, und sie empfangen durch diese (und Johannes) *»die Rechte (oder: den Handschlag) der Gemeinschaft«* (Gal 2,9).

### **Paulus und Barnabas werden zusammen mit einer Brüderdelegation nach Antiochia zurückgesandt**

*»Dann schien es den Aposteln und Ältesten samt der ganzen Gemeinde gut, Männer aus ihrer Mitte zu erwählen und sie mit Paulus und Barnabas nach Antiochia zu senden ... Und sie schrieben und sandten durch ihre Hand: ... Weil wir gehört haben, dass einige ... euch mit Worten beunruhigt und eure Seelen verstört haben, schien es uns ... gut, Männer auszuwählen und sie zu euch zu senden mit unseren geliebten Brüdern Barnabas und Paulus«* (vgl. Apg 15,22–25).

Durch einen Brief der Apostel und Ältesten und durch das Zeugnis einer mitgesandten Delegation führender Brüder, zu denen auch Silas gehört, wird der Gemeinde in Antiochia ihre vollständige Übereinstimmung mit Paulus und Barnabas zur Kenntnis gebracht, wobei sie sich mit diesen als *»geliebten Brüdern«* feierlich einsmachen.

### **Paulus und Barnabas trennen sich infolge einer Meinungsverschiedenheit erbittert voneinander**

*»Nach einigen Tagen [ihres Aufenthalts in Antiochia] aber sprach Paulus zu Barnabas: Lasst uns nun zurückkehren und die Brüder besuchen in jeder Stadt, in der wir das Wort des Herrn verkündigt haben, und sehen, wie es ihnen geht. Barnabas wollte aber auch Johannes mit dem Beinamen Markus mitnehmen. Paulus hielt es aber für richtig, den nicht mitzunehmen, der in Pamphylien von ihnen gewichen und nicht mit ihnen gegangen war zu dem Werk. Es entstand nun eine Erbitterung, sodass sie sich voneinander trennten und Barnabas den Markus mitnahm und nach Zypern segelte. Paulus aber wählte sich Silas und zog aus, von den Brüdern der Gnade Gottes befohlen«* (Apg 15,36–40).

Wenn man die herzliche Gemeinschaft und gegenseitige Hilfe im Blick hat, die Barnabas mit Paulus, Paulus mit Barnabas verbunden hatte, so ist es

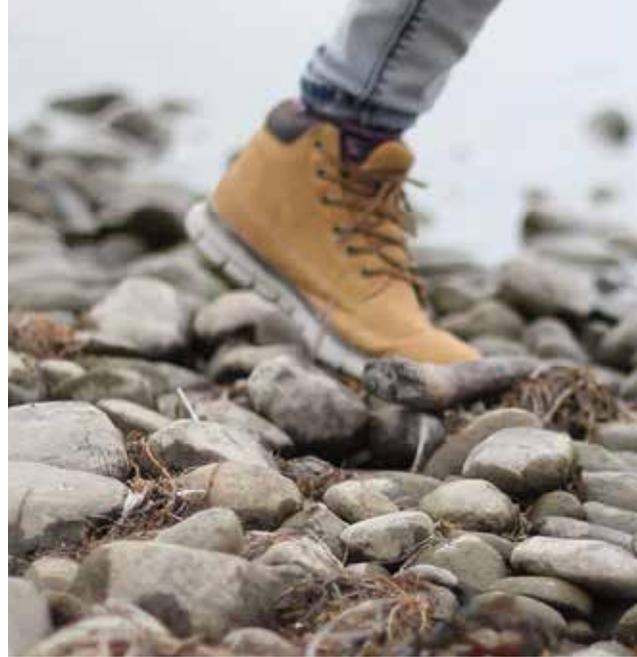
einigermaßen erschreckend, zu erfahren, wie abrupt dieses Verhältnis infolge einer offenbar gegenseitigen Erbitterung in die Brüche geht. Und dies nicht wegen einer Unstimmigkeit etwa über geistliche Fragen, sondern nur wegen einer Meinungsverschiedenheit betreffend den Wiedereinsatz von Johannes Markus für den weiteren Reisedienst. Beide Einstellungen sind menschlich gleichermaßen verständlich: Paulus will nicht das Risiko eingehen, dass Markus auch ein zweites Mal aus dem Dienst »aussteigt«; Barnabas dagegen möchte Markus, für den er als naher Verwandter wohl eine besondere Verantwortung spürt, eine zweite Chance einräumen.

Aber schauen wir uns die Vorgeschichte dieses Zerwürfnisses etwas genauer an: Bei der Rückkehr von einer Reise nach Jerusalem kehrten Barnabas und Saulus nach Antiochia zurück *»und nahmen auch Johannes mit dem Beinamen Markus mit«* (Apg 12,25). Bei der gemeinsamen Reise durch Zypern hatten sie *»auch Johannes [Markus] zum Diener«* (Apg 13,5). Bei der weiteren Reise durch den Süden Kleinasiens *»aber sonderte sich [dieser] von ihnen ab und kehrte nach Jerusalem zurück«* (Apg 13,13).

In den betreffenden Stellen ist also nirgendwo ein Hinweis darauf zu finden, dass diese Handlungen mit Markus zufolge einer Weisung des Heiligen Geistes oder mit dem Auftrag bzw. der Billigung einer Gemeinde erfolgten. Und dies gilt gleichermaßen auch für das an sich sicher lobenswerte Vorhaben des Paulus zu einer weiteren Reise, »um die Brüder zu besuchen«. Daher mag die Frage gestellt werden dürfen, ob bei der vorliegenden Streitfrage nicht eine unterschiedliche Beurteilung hätte vermieden werden können, wenn – wie bei manchen früheren und späteren Situationen – auf die Leitung durch den Geist gewartet worden wäre.

## Der weitere Weg von Paulus und Barnabas

Wenn auch die Geschichte dieser Trennung als solche betrüblich ist, so enthält sie doch für uns insofern die Ermutigung, dass Gott als seine Zeugen nicht auf Idealgestalten angewiesen ist, sondern dass er dazu Menschen gebrauchen will, die zwar mit seinem Geist erfüllt sind, aber dennoch das Fleisch an sich tragen. Bewundernswürter ist indessen, dass Gott wie hier menschliches Fehlverhalten zum Anlass nehmen kann, seine Pläne noch wirkungsvoller zur



Ausführung zu bringen. Paulus hat dem wohl älteren Barnabas für seine mannigfache Hilfe auf dem Glaubensweg Entscheidendes zu verdanken, ist in seiner eigenen Wirksamkeit inzwischen aber immer dominierender geworden. So muss er Barnabas z. B. sogar einmal aus einer Situation – genauer: einer Heuchelei –, in die er infolge des schlechten Vorbildes von Petrus *»fortgerissen«* worden ist, wieder heraushelfen (vgl. Gal 2,13).

Paulus braucht inzwischen jüngere bewährte Mitarbeiter als Reisebegleiter, und die stellt Gott ihm nun zur Verfügung. Zuerst in der Person des Silas, zeitweilig aber auch wieder durch Titus sowie durch den sich im Inkognito der Wir-Berichte verbergenden Lukas, der indessen als sein Mitarbeiter bis zuletzt bei ihm ist (vgl. Kol 4,14; 2Tim 4,11; Phim 24). Und er darf schließlich den jungen Timotheus gewinnen, der *»wie ein Kind dem Vater ... für das Evangelium gedient hat«* (Phil 2,22), der ihm bis zu seinem Abscheiden herzlich verbunden bleibt und von diesem in gewissem Sinn mit der Verwaltung seines Vermächtnisses betraut wird.

Paulus und Silas reisen ab, von einem Segenswunsch der Brüder begleitet. Von Barnabas und Markus wird dagegen nichts Derartiges mitgeteilt. Ihre Spur verliert sich erst einmal auf Zypern. Das muss aber nicht bedeuten, dass sie dort nicht segensreich gewirkt hätten. Die Tatsache, dass von einer späteren Reise des Apostels Paulus dorthin nicht mehr berichtet wird, könnte eher als Hinweis darauf verstanden werden, dass er dieses Missionsfeld Barnabas und Markus überlassen hat. Wie aus der letzten Erwähnung des Namens Bar-



nabas geschlossen werden kann (vgl. Kol 4,10), sind beide wohl bis zu dessen Heimgang zusammengeblieben. Einige als »Briefe des Barnabas« verbreitete Schriften sind zwar nachweislich unecht, könnten aber darauf deuten, dass Barnabas auch selbst Briefe geschrieben hat, die der Nachwelt indessen verlorengegangen sind.

### Die Wendung im Leben und Dienst des Markus

Die Geschichte des Markus geht allerdings weiter. Seine Biographie fällt zwar noch spärlicher aus als die des Barnabas und verrät eigentlich nur, dass er in Jerusalem beheimatet ist, zuerst wohl im Haus seiner Mutter Maria, in dem auch Petrus verkehrt (vgl. Apg 12,12). Wohl erfahren wir aber, dass die Ablehnung des Paulus, Markus für einen späteren Dienst in Anspruch zu nehmen, nicht seine endgültige Entscheidung bedeutet, denn in einem Grußwort an die Gemeinde in Kolossä erwähnt er dessen Anwesenheit in Rom und weist diese an: »Wenn er [Markus] zu euch kommt, so nehmt ihn auf« (Kol 4,10; vgl. Phim 24). Und sein letztes Wort über ihn – kurz vor seinem Abscheiden – ist die Anweisung an Timotheus: »Nimm Markus und bringe ihn mit dir! Denn er ist mir nützlich zum Dienst« (2Tim 4,11).

Markus steht aber auch in einer engen Beziehung zu Petrus. Er ist anscheinend für einige Zeit bei ihm in »Babylon« – wohl als Deckname für Rom gewählt – und wird in einer von dort aus versandten Grußszuschrift »mein Sohn« genannt (1Petr 5,13). Dies könnte darauf hindeuten, dass Markus durch Petrus zum Glau-

ben gefunden hat, und unterstützt jedenfalls die vertrauenswürdige Überlieferung der ältesten Gemeinde, wonach dieser die Kenntnis der in seinem Evangelium mitgeteilten Schau von Jesus vor allem den Predigten und persönlichen Mitteilungen des Petrus verdankt.

Es mag als eine Umrahmung der vorstehenden Geschichte von Versagen und Wiederherstellung im Dienst des Markus gedeutet werden, wenn in seinem Evangelium der Herr Jesus in einer besonders betonten Weise als der vollkommene Diener dargestellt wird, der sich unermüdlich im Dienst Gottes und der Menschen verzehrt. Und es mag auch noch ein Licht auf seine Selbstbeurteilung werfen, wenn er – freilich ohne seinen Namen zu nennen – bei der Schilderung der Gefangennahme Jesu in Gethsemane und der Flucht der Jünger als Einziger der Evangelisten die Episode hinzufügt: »Und ein junger Mann, der ein Leinenhemd (oder: Leinentuch) um den bloßen Leib geworfen hatte, folgte ihm, und sie ergreifen ihn. Und er ließ das Leinenhemd fahren und floh nackt« (Mk 14,51f.). Es muss zwar eine Vermutung bleiben, ob Markus hier von sich selbst spricht. Aber sie hat jedenfalls einige Wahrscheinlichkeit für sich, und sie würde sich durchaus in seine Lebensgeschichte einfügen, in der er durch die Gnade und Geduld des Herrn Jesus in eins mit der Wirksamkeit des Heiligen Geistes von einem »Wegläufer« zu einem inspirierten Evangelisten verwandelt worden ist.

### Widerhall

Der vorliegende Beitrag hatte das Leben zweier Glaubenszeugen im Dienst des Herrn zum Leitthema. Darum erscheint es angemessen, mit einem Lied von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760) zu schließen, in dem er in beispielhafter Weise auch uns selbst zu einem solchen Dienst ermuntert:

Wir woll'n uns gerne wagen,  
in unsern Tagen  
der Ruhe abzusagen,  
die's Tun vergisst.  
Wir woll'n nach Arbeit fragen,  
wo welche ist,  
nicht an dem Dienst verzagen,  
uns fröhlich plagen  
und unsre Steine tragen  
aufs Baugerüst.

Die Liebe wird uns leiten,  
den Weg bereiten  
und mit den Augen deuten  
auf mancherlei,  
ob's etwa Zeit zu streiten,  
ob's Rasttag sei.  
Wir sehen schon von weitem  
die Grad' und Zeiten  
verheiß'ner Seligkeiten:  
nur treu, nur treu!

Hanswalter Gieseke

# Christliche Erziehung im Elternhaus

Das war vor 30 Jahren der zweite Teil des Titels meiner kleinen Broschüre: *Öffentliche Schule und christliche Erziehung im Elternhaus* (Hückeswagen 1986). Ich komme mit der kurzen nachfolgenden Skizze auf die Gesamtthematik zurück und gehe dabei auf die ersten sechs Lebensjahre unserer Kinder ein, deren Bedeutung mir in der gegenwärtigen Zeitsituation noch deutlicher vor Augen tritt als damals.



Ich vermute, dass die neue christliche Elterngeneration in Bildung und Berufsstatus im allgemeinen Trend nach Höherqualifizierung mitgezogen hat, auch im Trend nach der »typischen« deutschen Familie mit in der Regel zwei Kindern, dass heute auch von den meisten bibeltreuen Familien kaum wesentliche Impulse des Sich-Mehrens mehr ausgehen, dass bestenfalls der demographische Stand gehalten wird. Gleichwohl gilt meine besondere Hochachtung den Familien mit mehreren Kindern und der mühevollen, entsagungsreichen, aber verheißungsvollen Arbeit, die die Mutter und Väter dabei leisten.

Wenn ich – wie damals – die Zeitgeistfaktoren aufzeige, die Familien (besonders den kinderreichen) und einer christlichen Erziehung der Kinder entgegenstehen, so komme ich nicht umhin, heute zwei große Komplexe zu benennen, wobei der erste scheinbar als familienfreundlich angepriesen wird:

**1.** Durch die Schiefturm-Hysterie der PISA-Debatte und arbeitsmarktpolitische Erwägungen, die Frauen und Mütter früher und länger in den Arbeitsprozess einzupassen, ist es zu einem massiven ideologischen Heilsversprechen mit Rechtsanspruch gekommen, den Kleinkindern Kita-Plätze zu garantieren, wo ihre Sprach- und Intelligenzentwicklung gefördert werden soll und angeblich auch kann, und zum Ausbau der Ganztagschulen.

Nun ist nicht zu bestreiten, dass es Familien und Alleinerziehende gibt, deren Kinder in einer gut geführten Kita bessere Entwicklungschancen haben können, als wenn sie unbetreut und ohne Anregung zu Hause aufwachsen. Es ist auch nicht zu bestreiten, dass es Kitas gibt, die das mit qualifiziertem Personal und in Kleingruppen auch leisten. Insgesamt sind aber die Kitas von diesem Qualitätsstandard weit entfernt. Die Erziehungsleistungen von verantwortungsvollen Müttern beim Entwicklungserfolg ihrer Kleinkinder können sich in jeder Hinsicht mit den Kita-Erfolgen messen lassen, erst recht, wenn mehrere Kinder gemeinsam in der Familie erzogen werden. Eine parallel laufende Feld-, Wald- und Wiesen-Sozialisation der Kinder lehrt sie zudem durch Erfahrungen und nichtpädagogisierte Situationen in aller Regel mehr als selbst eine durchpädagogisierte Kita.

Entscheidend ist aber bei alledem die Konstanz einer an der Mutterbrust grundgelegten emotio-

nen Einwurzelung der sich entwickelnden Identität des Kindes, das jeweils persönlichen Kontakt zur Mutter (oder dem diese vertretenden Vater) herstellen kann, wenn es das möchte, weil ein Elternteil zur Stelle und verantwortlich ist. Diese Zeit mit gemeinsamem Frühstück und Mittagessen, das Tischgebet, das gemeinsame Singen, das von den Eltern ausgewählte Spielzeug, eine absichtsvolle zweigeschlechtlich unterschiedene christliche Erziehung der Kinder kann keine Kita leisten, weil sie keinen auf dem natürlichen Elternrecht beruhenden Erziehungsauftrag hat. Glaubensunterweisung und Erziehung im christlichen Sinn bleiben daher den Eltern vorbehalten und ihrer Verantwortung übertragen.

**2.** Seit etwa einer Generation geht vom radikalen Feminismus und einer totalitären Gender-Ideologie ein erheblicher Einfluss auf die öffentliche Erziehung und damit auf unsere Kinder im öffentlichen Schulsystem aus, zwar je nach Bundesland und dem Farbenspektrum der Regierung unterschiedlich, aber insgesamt mit erheblicher Reichweite. Film, Kunst und Medien, vor allem die großen Mainstreamformate, machen mit und sorgen für die Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen bzw. transsexuellen Lebensentwürfen. Aus der unbestreitbaren Tatsache der früheren Verfolgung von Menschen mit diesen Lebensentwürfen (Verfolgung wird auch von uns eindeutig abgelehnt) entsteht in der Bundesrepublik in der Öffentlichkeit ein Kompensationsphänomen der privilegierten Akzeptanz.

Dass dieser Lebensentwurf die Humanökologie des Menschen verrät, seine schöpfungsgemäße Zweigeschlechtlichkeit in Beliebigkeit verkehrt und damit ein veruntreutes Menschenbild vermittelt, ist zwar vielen Christen klar, aber auch nicht-christlichen Denkern wie Hans Jonas, die von einem Lebensentwurf erwarten, dass er die Überlebens- und Zukunftsfähigkeit der Gattung Mensch garantiert. Aber mit dem Totschlagargument der Political Correctness panzern sich die entsprechenden Meinungsverführer gegen Kritik und haben ihre totalitäre Konzeption, die von Toleranz spricht, aber Indoktrination betreibt, in der Intensität unterschiedlich, aber überall fassbar bereits wie das Trojanische Pferd in die öffentlichen Schulen eingeführt. Zentrale didaktische Kategorien wie Repräsentativität, Zukunftsfähigkeit, Verantwortung



für die Nachwelt werden verdrängt, an ihre Stellen treten Hedonismus und momentaner Lustgewinn.

Dass christlich erzogene junge Menschen und bibeltreue christliche Eltern hier zu deutlicher Positionierung aufgerufen sind, ist klar: Gewaltfrei im Vorgehen gegen die Vertreter dieser abwegigen Positionen sind deren Konstrukte mit biblischer, philosophischer, etwa naturrechtlicher, und praktischer Begründung als falsche und zu einem falschen Leben führende zu identifizieren, die Positionen also auch zu diskriminieren (im ursprünglichen Wortsinn von »unterscheiden, abgrenzen«), ihre Vertreter aber als von Gott gleichermaßen geliebte Mitmenschen anzusehen, denen die christliche Botschaft gleichermaßen gilt.

Wir werden in diesem Streit um die Zukunft der Menschen vermutlich in absehbarer Zeit eine noch härtere Auseinandersetzung um die Auslegung der Artikel 6 und 7 GG erleben, indem Partikulargruppen (jetzt noch Minderheiten) über einen schulpflichtähnlichen Kita-Zwang und alle möglichen Bildungsversprechen nach der Seele und ideologischen Konditionierung unserer Kleinkinder greifen. Noch handelt es sich bei dem natürlichen Elternrecht um ein Grund-

recht, das nicht zur Disposition steht – daher wird der Kampf dagegen über kaschierende und hypnotisierende Begriffe wie den der Political Correctness geführt, werden arbeitsmarktpolitische Argumente ins Feld geführt, wird mit Wohlstandsverlust argumentiert, wenn Frauen und Mütter nicht in größerem Umfang arbeiten. Auf den meisten Feldern wird also gezielte Desinformation mit dem Ziel der Manipulation betrieben. Dieser »stete Tropfen« wird auch den bisher soliden christlichen »Stein«, auf den er fällt, »höhlen«, wenn wir uns von Zeitgeistargumenten einnebeln lassen.



**U**m nicht missverstanden zu werden: Für viele Familien ist es heute schwer, von nur einem Einkommen eine Familie zu ernähren, die mehrere Kinder umfasst. Es geht auch nicht darum, Frauen und Mütter vom Arbeitsleben und eigenem Einkommen fernzuhalten. Es geht um Prioritäten, die auf das Familienleben und eine christliche Erziehung der Kinder fokussiert sind. Wenn sich Lösungen finden lassen, wie etwa die Arbeitszeit von Vater und Mutter

jeweils leicht zu reduzieren, sodass – solange das jüngste Kind noch nicht zur Schule geht – auch vormittags ein Elternteil zu Hause ist und sich dann mit dem anderen Elternteil abwechselt, oder wenn Teilzeitarbeit durchgängige Anwesenheit des einen oder anderen Elternteils erlaubt, oder wenn Großeltern, statt selbst durch Anwesenheit Zeitlücken zu stoppen, mit Monatsbeträgen längere Präsenzzeiten der Eltern zu Hause ermöglichen ... An kreativen Modellen mit überschaubarem Aufwand besteht kein Mangel, auch das als »Herdprämie« lächerlich gemachte Elterngeld weist in die richtige Richtung, ebenso die Pläne der Familienministerin zum Familiengeld.

Könnten da christliche Gemeinden, wenn ihnen Familien mit Kindern am Herzen liegen, nicht kreativ werden, indem sie Schulbuchgutscheine ausgeben, bei der Wohnraumbeschaffung helfen, beim notwendigen Schritt vom PKW zum Familienvan die Differenz bezahlen ...? Gemeinden könnten kinderreichen Familien mit knappem Einkommen Ferienfreizeiten ermöglichen, junge Schwestern der Gemeinde, die noch zur Schule gehen oder in der Ausbildung stehen, könnten 2–3 Stunden pro Woche fest für eine solche Familie einplanen, nicht nur als Babysitter.

Wenn wir die Familienfeindlichkeit der modernen individualistischen Wohlstandsgesellschaft beklagen, müssen wir uns fragen lassen, was wir als bibelorientierte Christen tun, um Vätern und Müttern die Aura ihrer spezifischen Würde zurückzugeben, müssen wir ihnen vermitteln, dass wir uns auf sie und ihre Familie freuen, uns aber auch am Lastentragen beteiligen. Wir ermöglichen damit jungen Menschen in unserer Mitte, Verantwortung zu übernehmen, sich an kommunale Strukturen zu gewöhnen, bei aller Mühe der Ebene Familie und Kinder positiv zu sehen.

• • • • •

**W**enn die ersten sechs Lebensjahre eines Kindes ganz wesentlich für seine Entwicklung sind – und darin ist sich die Pädagogik weitgehend einig –, so sind sie es auch für die geistliche und seelische Entwicklung eines Kindes. Wenn wir hier durch eine Atmosphäre der Annahme und des Grenzen-Setzens, durch Liebe und Gehorsamseinforderung Charaktererziehung betreiben, die das biblische zweigeschlechtliche Menschenbild nach dem Fall als erlösungsbedürftig und erziehungsnotwendig ansieht, wenn wir biblische Geschichten altersgemäß



vermitteln, so sind wir dabei keiner Political Correctness unterworfen, sondern können das gemäß unserer Glaubensüberzeugung tun, die grundgesetzlich geschützt ist, wie auch unsere Meinungsfreiheit.

Wir können so auch durch bewusste verschiedene-geschlechtliche religiöse Erziehung unserer Kinder die humanökologische Ausrichtung des Menschen auf zweigeschlechtliche Ehe und Familie hin grundlegen, bevor mögliche Subversion und Veruntreuung auf diesem Gebiet in den öffentlichen Schulen ansetzen können. Bis dahin haben unsere Kinder gelernt, zu bekennen, mutig ihre religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisse in den Unterricht einzubringen.

Der § 3 des niedersächsischen Schulgesetzes formuliert:

## **Freiheit des Bekenntnisses und der Weltanschauung**

1. Die öffentlichen Schulen sind grundsätzlich Schulen für Schülerinnen und Schüler aller Bekenntnisse und Weltanschauungen.
2. In den öffentlichen Schulen werden die Schülerinnen und Schüler ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Weltanschauung gemeinsam erzogen und unterrichtet. In Erziehung und Unterricht ist die Freiheit zum Bekennen religiöser und weltanschaulicher Überzeugungen zu achten und auf die Empfindungen Andersdenkender Rücksicht zu nehmen.

Dabei erfahren alle Mitschüler, was unsere Kinder altersgemäß glauben und bekennen. Wo sollen sie sonst etwas vom christlichen Menschenbild erfahren? Frei-



lich hören unsere Kinder auch Gegenläufiges, in ihren Augen Abwegiges. Das muss am Mittagstisch (wenn es den bei der Ganztagschule, die man auch als eine institutionalisierte Reduzierung des elterlichen Einflusses ansehen kann, zu Hause noch gibt) besprochen werden, spätestens bis zum Abend. Wichtig, wenn Vater oder Mutter oder beide dann anwesend sind, um zu klären und zu erklären. Auch für die Lehrer und Lehrerinnen ist es wichtig, die Position unserer Kinder von diesen selbst zu erfahren, um den Unterricht – soweit möglich – entsprechend auszurichten.

Neben diesem wenig bekannten *Bekenntnisrecht der Schülerinnen und Schüler* steht das *Elternrecht der Erziehungsberechtigten*, beide im geschützten Teil des GG verankert, beides natürliche Rechte, vorstaatliche Menschenrechte, die älter sind als jede Verfassung (für die wir gleichwohl dankbar sind), älter als jede parlamentarische Mehrheit und ihr jeweiliges Farbenspektrum. Dieses Mitwirkungsrecht der Erziehungsberechtigten in der Schule ist ein fiduziarisches (stellvertretendes): Es tritt in dem Maße zurück, wie die Eigenständigkeit des Heranwachsenden in Urteilsfähigkeit und Handlungskompetenz zunimmt.

Im niedersächsischen Schulgesetz regelt der § 96 die Mitwirkung der Erziehungsberechtigten in der Schule, besonders in Absatz 4:

1. Die Lehrkräfte haben Inhalt, Planung und Gestaltung des Unterrichts mit den Klassenelternschaften zu erörtern.
2. Dies gilt vor allem für Unterrichtsfächer, durch die das Erziehungsrecht der Eltern in besonderer Weise berührt wird.
3. Die Erziehungsberechtigten sind insbesondere über Ziel, Inhalt und Gestaltung der Sexualerziehung rechtzeitig zu unterrichten, damit die Erziehung im Elternhaus und die Erziehung in der Schule sich so weit wie möglich ergänzen.
4. Die Sexualerziehung in der Schule soll vom Unterricht in mehreren Fächern ausgehen.
5. Sie soll die Schülerinnen und Schüler mit den Fragen der Sexualität altersgemäß vertraut machen, ihr Verständnis für Partnerschaft, insbesondere in Ehe und Familie, entwickeln und ihr Verantwortungsbewusstsein stärken.
6. Dabei sind ihr Persönlichkeitsrecht und das Erziehungsrecht der Eltern zu achten.

## 7. Zurückhaltung, Offenheit und Toleranz gegenüber verschiedenen Wertvorstellungen in diesem Bereich sind geboten.

Hier haben christliche Erziehungsberechtigte das Recht, zu sagen, wie und mit welchem Ziel sie ihre Kinder erziehen – eine große Chance angesichts der nichtchristlichen Erziehungsberechtigten und auch der Lehrerinnen und Lehrer. Beides, das schulische Nachgespräch mit den Kindern im Laufe des Tages wie auch das Elternrecht bei schulischen Veranstaltungen und Entscheidungen, will wahrgenommen werden; diese Wahrnehmung will gelernt sein. Sie muss nicht »wissenschaftlich« fundiert sein, sondern kann als glaubensgemäße und erfahrungsgesättigte persönlich vorgetragen werden, sollte aber nicht plump und aggressiv sein, sondern eben als bereitwillige Rechenschaftslegung des Glaubens der Eltern erfolgen, zu dem sie ihr Kind anleiten und erziehen möchten. Sie respektieren dabei auch konträre und abweichende Positionierungen der anderen Erziehungsberechtigten und wissen um die schwere Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer, daraus guten, im Wertehorizont des GG angelegten Unterricht zu machen.



**A**b der Schulpflicht der Kinder teilen Eltern und Lehrer sich bis zu einem gewissen Grad die Erziehungsaufgaben bei und an den jeweiligen Kindern. Vor der Schulpflicht haben christliche Eltern die einmalige Chance, aber auch die große Verantwortung, ihre Kinder in den christlichen Glauben, sein Menschenbild und seine Maßstäbe altersgerecht einzuführen, sie zu emotional gefestigten jungen Menschen mit eigenem Bekenntnis zu erziehen. Wir alle, auch christliche Gemeinden, sollten folglich alles tun, dass Eltern das auch können, durch Anwesenheit zu Hause, durch Arbeitszeitarrangements und praktische wie materielle Hilfen. Eltern müssen Zeit und Mittel haben, in diesem wichtigsten Lebensabschnitt ihrer Kinder präsent und sprachfähig zu sein. Es ist eine Aufgabe der christlichen Gemeinde, durch gesunde biblische Lehre in Predigten, in Veröffentlichungen, aber auch durch spezielle Workshops die Eltern praktisch und theoretisch zu unterstützen. Auch auf diesem Gebiet ist meines Erachtens noch viel zu tun.

Hartmut Kretzer

# Endzeit

Wir leben in der Endzeit. Christen, die mit der Bibel in der Hand (oder auf dem Tisch) die Zeitläufte beobachten, wissen das. Sie wissen auch, dass mit der Auferstehung und der Himmelfahrt ihres Herrn die Endzeit begonnen und bis heute nicht aufgehört hat. Sie wissen auch, dass jeder Tag sie dem kapitalsten Ereignis der Menschheitsgeschichte, der Wiederkunft ihres Herrn, einen Schritt näherbringt.

Wie groß der jeweilige Schritt aber ist, wissen wir nicht. Wir wüssten es gerne, doch der Herr hat gesagt, dass wir das nicht wissen sollen. Zeit und Stunde liegt nach Wissen und Tun in seiner Hand, und dabei bleibt es.

Unsere Lebenssituation als Christen in einer dem Fürsten der »Gewalt der Finsternis« unterworfenen Welt bringt es mit sich, dass wir alles, was uns begegnet, historisch, politisch, wirtschaftlich oder wie auch immer zu deuten versuchen. Denn diese Welt wird alt und schleppt sich wie ein kranker, alter Mensch dahin, nicht wissend, wie viele Tage er noch hat, obwohl diese Tage gezählt sind.

Es ist noch nicht lange her, dass ich mich in meiner Bibellese mit dem zweiten Buch der Könige befasste. Fast gleichzeitig habe ich Autoren gelesen, die sich darum bemühten, den Weg Europas durch die Stürme der Gegenwart besser zu verstehen. Dann ging mir irgendwann auf, dass es zwischen der Geschichte Israels im 8. vorchristlichen Jahrhundert und Entwicklungen im heutigen Europa und Deutschland erstaunliche Parallelen gibt. Dazu möchte ich einige Gedanken äußern.



Der Zerfall Israels in zwei verschiedene Staaten brachte für das Nordreich ein wichtiges Problem. Jerobeam, der erste König des Nordreichs, erkannte das bald. Sein Reich hatte kein religiöses Zentrum. Damit fehlte ihm ein entscheidend wichtiges Fundament aller Staatenbildung, nämlich die verbindliche Ausrichtung an einer geistlichen Autorität. Diese Autorität ruhte in Jerusalem, im Tempel, im Allerheiligsten, in der Bundeslade.

Was Jerobeam befürchten musste, war, dass ein großer Teil seiner Untertanen regelmäßig nach Jerusalem ziehen würde, um dort Gott anzubeten. Das signalisierte in Israel und weit darüber hinaus: Das geistliche Zentrum Israels ist in Jerusalem und nicht irgendwo in Israel. Israel hatte gar kein geistliches Zentrum. Es war wie ein Körper ohne Herz, wie ein Leib ohne Seele. Das animierte Jerobeam, ein solches geistliches Zentrum zu schaffen (!), in Bethel. Der Ort war seiner Geschichte nach am ehesten dafür geeignet, also nicht Samaria, die neue Hauptstadt. In Bethel stand das goldene Kalb, das Jerobeam sich hatte einfallen lassen.

Aber wie bei so vielen anderen Versuchen in der Menschheitsgeschichte, eine Staatsreligion aus der Retorte zu installieren, misslang auch dieser. Die treuen Israeliten im Nordreich wussten, wo Gott wohnte, und zogen weiterhin zum Tempel, um Gott

die Ehre zu geben. Viele andere Israeliten sahen sich, so ist zu vermuten, in ihrer Umgebung um, sahen auf die Kulte der heidnischen Volksgruppen in ihrer Umgebung und fragten sich erst im Stillen, dann ganz offen: »Warum eigentlich nicht!?!« Sie dachten vermutlich: »Laufen wir doch über zu Baal, Astarte und den vielen anderen Göttern. Die sind in der Nähe. Ihre Priester können die Lebensfragen, die wir haben, auch regeln, zu erträglichen Gebühren. Teilweise haben sie sogar eine Menge zu bieten, Sex am Tempel zum Beispiel – wir sind modern und nicht prüde. Vor allen Dingen ist es nicht so weit weg.«

Die meisten Israeliten verhielten sich möglicherweise »neutral«, d. h. sie hielten sich aus allem heraus. Sie sparten sich den langen Marsch nach Jerusalem mit all seinen Mühen, sie gingen aber auch nicht nach Bethel zum goldenen Kalb oder zu irgendwelchen Höhen. Sie verstanden sich als »neutral«. Man würde sie heute als Agnostiker bezeichnen oder – et was strenger – als indifferent.

Wir können davon ausgehen, dass dies den Königen in Israel im Grunde auch nicht recht war. Denn egal, ob sie nun dem Gott Israels treu blieben oder nicht, was ihnen Sorgen machen musste, war die Vielheit der religiösen Lehren in Israel. Sie verursachte fast zwangsläufig geistliche und geistige Orientierungslosigkeit. »Was gilt denn nun?!«, fragte sich mancher Israelit. Gilt das, was Jahwe sagt, oder das, was die Baalpriester publizieren oder Astarte oder derjenige, der gerade in Mode ist? Ein Staat mit solch einer inneren Verfassung hat es schwer. Er hat auf Dauer keinen Bestand.

Diese Entzweiung war nicht nur eine Entzweiung religiöser Art, sondern auch eine politisch-gesellschaftliche. Verschiedene Auffassungen über Recht und Moral innerhalb eines Staats schaffen nun einmal leicht *Zwietracht*.



Diesen Sachverhalt kennt die Bibel (Mt 12 und Mk 3), und die moderne Politik im heutigen Deutschland quält sich auch mit diesem Problem. Geht die gegenwärtige Entwicklung so wie im damaligen Israel, werden die Kräfte der Entzweiung, die in den einzelnen gesellschaftlichen Gruppen wirken, immer stärker. Das Interesse am Wohl des Ganzen verkümmert. Jeder sieht nur noch auf das Seine, nicht mehr

auf das des anderen. Gemeinsame Überzeugungen, die wie ein Kitt die Menschen beieinandergehalten haben, verdampfen. Das kann lange gutgehen, und die Menschen merken es nicht so recht, dass sie in Wirklichkeit nicht mehr in einem Staat leben, der den Namen »Gemeinwesen« verdient.

Wenn dann noch Gefahren von außerhalb drohen, wird es wirklich ernst und der wirkliche, endgültige Untergang droht. Der Abgrund droht, die Zerstörung. Der Weg dahin ist nicht unbedingt eine gerade Linie und auch unterschiedlich lang. Es kann ein verschlungener Weg sein, der dazu führt, dass viele Menschen die fatale Grundrichtung nicht wahrnehmen und sich selbst und andere beruhigen nach dem Motto: »Es wird schon gutgehen!«



**W**enn man das Buch der Könige liest, kann man genau dies in Bezug auf Israel erkennen. Nach einem halbwegs geordneten Beginn unter Jerobeam I. versank Israel langsam in einen Pluralismus der religiösen Kulturen. Er schwächte in jedem Fall den noch vorhandenen Bezug zum Gott des Volkes Israel. Trotzdem gab es noch viele unter den zehn Stämmen, die »ihr Knie nicht vor dem Baal gebeugt haben« (1Kö 19,18). Aber sie waren, wie man heute sagen würde, in die politisch-gesellschaftliche Defensive geraten. Bei dem religiös wahrscheinlich indifferenten Ahab und der

fanatisch baalssüchtigen Königin wurden sie nicht (mehr) gehört. Baal regierte das Land mit Hilfe Isebels. Sogar Elia hatte die Treuen nicht gesehen und daraus die falschen Schlüsse gezogen.

Es hätte in Israel immer noch die Möglichkeit der Wende gegeben, wenn die Kraft zur Wende da gewesen wäre, die Kraft zur Umkehr, die Kraft zur Revision von abwegigen Entscheidungen und Entwicklungen. Ninive hatte es gezeigt, was Buße vermag.

So etwas aber ist in der Geschichte des Nordreichs nur punktuell und vorübergehend erkennbar. Die Urkatastrophe, das erweist sich in den weiteren Jahrzehnten, war die offizielle Einführung des Götzendienstes in Bethel. Das Staatsschiff Israel war schon direkt nach der Gründung auf ein Riff gelaufen und begann zu sinken. Anfangs merkte es kaum jemand, aber es lag schon schief im Wasser wie die Titanic. Mit dem Scheitern war zu rechnen. Unsicher war nur, wie lange es dauern würde.

Die Entscheidung, den Dingen ihren Lauf zu lassen und Gleichgültigkeit für vorbildliche Toleranz zu halten, ist nicht das, was die Zustimmung Gottes findet, wohl aber die gelebte Entscheidung der Treuen in Israel, ihr Knie nicht vor dem Baal zu beugen. Das gilt auch heute. Nicht aggressiv, aber offensiv die christlichen Überzeugungen und Leitlinien für das Leben zu vertreten, wo sich die Gelegenheit dazu ergibt – das darf das Lebenskonzept des Christen sein.



Damals wie heute haben die, die Gott nachzufolgen entschlossen sind, kaum die Möglichkeit, die Verhältnisse im Großen zu beeinflussen. Doch sie sind aufgerufen, Zeichen zu setzen.

Wir lesen in Lk 11,21: *»Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist seine Habe in Frieden.«* Das verstehen wir natürlich nicht als einen Aufruf zur Aufrüstung, wohl aber als eine Ermahnung gemäß einer anderen Bibelstelle, nämlich der in 1Thess 5,6: *»Also lasst uns nun nicht schlafen wie die Übrigen, sondern wachen und nüchtern sein.«* Oder noch deutlicher in 1Petr 5,8: *»Seid nüchtern, wacht; euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.«* Buchstäblich jeder ist aufgerufen, *»für den einmal den Heiligen überlieferten Glauben zu kämpfen«* (Jud 3).

Das religiöse Durcheinander in Israel konnte selbst einem götzendienerischen König nicht egal sein, schwächte es doch den Staat als Ganzes, und auch in der Gegenwart bemühen sich verantwortliche Politiker, die gemeinsame Basis, auf die sich alle Gruppen des Staatsvolkes einigen können, tragfähig zu halten. Das ist sehr schwer. Gelingt das nicht, ist jedoch noch Schlimmeres zu befürchten. Frankreich brach 1940 vor allem deshalb zusammen, weil die Franzosen nicht imstande waren, Hitler geistigen Widerstand entgegenzusetzen. Im Innern war der Staat zerfallen in verschiedene Gruppen, von denen wie-

derum viele mit Kräften jenseits der Grenzen sympathisierten, von denen sie auch für ihren Staat das Heil (!) erhofften.



Nicht wenige Zeichen deuten darauf hin, dass Deutschland, aber auch Europa als politisches Gebilde sich in einer solchen Entwicklung befindet, und es ist die Frage: Was hält denn einen Staat überhaupt zusammen? Es sind eben nicht die genuin staatlichen Institutionen wie eine geordnete Rechtsprechung und Ähnliches, die einen Staat allein funktionstüchtig halten. Sie sind äußerst wichtig. Aber sie funktionieren nur, weil sie ihrerseits auf Prinzipien ruhen, die Gott seinen Geschöpfen schon mitgab, lange bevor der erste Staat auf der Erde entstand.

Ein innerliches »Ja« zu gerechten staatlichen Gesetzen erfolgt dagegen aus Antrieben, die dem Menschen von Geburt an mitgegeben sind. Sie liegen letztlich in seiner Geschöpflichkeit begründet. Diese hat wiederum ihren Ursprung in Gott. Es gibt so gut wie keine Tugend, die ein Staat – und sei er selbst der aufgeklärteste – aus sich selbst erfunden oder entwickelt hätte, um sein Bestehen zu sichern. Die heute in aller Munde befindliche »Aufklärung« hat es sehr schwer, auch nur auf ein moralisches Prinzip verweisen zu können, das sie als ihr Kind reklamieren könnte.



Als Israel dagegen voll von innerer Unordnung an den Hängen des Sinai rastete, *diktierte* (!) ihm Gott die »zehn Gebote«. Von einem Staat war damals, selbst bei bescheidensten Ansprüchen, noch nichts zu sehen. Gott war es, der seinem irdischen Volk die Blaupause für die Zukunft in die Hand gab, um sich in späteren Zeiten aus einem Stammesverband in einen Staat umzuformen.

David war sich, glaube ich, zutiefst bewusst, was er für das Volk tat, als er die Bundeslade aus Philistea in die *Mitte des Volkes* zurückführte. Sie war mit ihren Tafeln eben die geistige Mitte Israels, der trigonometrische Punkt, von dem aus alles weitere politische Handeln auszugehen hatte. Und jeder Israelit hatte für sich persönlich zu verinnerlichen, was Gott für sein Volk verfasst hatte. Praktizierte das der Einzelne, lebte er die Tugenden, die der Schöpfergott in ihn hineingelegt hatte.

Wenn sich nun unter den ersten Königen Israels eine geordnete Staatlichkeit entwickelte, blieb die Bundeslade bzw. der Tempel das geistige Zentrum, um das sich alle weitere Gesetzgebung anlagerte und damit auch alles weitere politische Handeln. Das wurde auch an diesem Zentrum gemessen, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch.

Dass die Staaten der Alten Welt bis in unsere Gegenwart hinein ihre Autorität aus der Verwurzelung ihrer Rechtsordnung in einer göttlichen Fundamentierung herleiteten, lässt sich leicht nachweisen. Erst mit der Aufklärung und der Französischen Revolution be-

gannen sich die Verhältnisse zu verändern. Der Staat wurde nun zu einem Objekt der Absprache freier (?) Bürger. Seine Regeln (Gesetze) wurden verhandelbar, konnten je nach Lage der Dinge oder Gruppeninteressen verändert oder gar kassiert werden. Entscheidend war jetzt der Nutzen für den Staat. Dass dabei auch neue, oft größere Probleme entstanden, lehrt die Geschichte.

Dass menschliches Recht und Gesetz nicht der letzte Grund im menschlichen Zusammenleben sein kann, war den Römern bis in die Kaiserzeit eigentlich geläufig. In den Jahrhunderten zwischen dem römischen Reich und der heutigen Zeit war dieses »Modell« menschlichen Zusammenlebens immer das Leitbild.

In Deutschland stürzte diese Tradition in den Abgrund des »Dritten Reiches«. Auch wenn Hitler und die Seinen nie aufhörten, von dem Allmächtigen, von der Vorsehung und dem Herrgott zu reden – der aufmerksame Beobachter konnte leicht erkennen, dass dieser Staat die Fundamentierung im göttlichen Recht bewusst hinter sich gelassen hatte. Für seine Vorhaben, also Krieg und Vernichtung Israels, musste er die mit der Schöpfung gegebenen göttlichen Gesetze als Fesseln erkennen und abstreifen, was ja dann auch geschah. »Wer Jude ist, bestimme ich!«, soll Göring gesagt haben und machte damit deutlich, dass nun der Mensch festlegte, was die staatlichen Fundamente zu sein hatten.



So brachen nach 1990 viele Staaten zusammen, in denen die Staatsvergottung in ähnlicher Weise betrieben worden war. Von diesen Staaten des 20. Jahrhunderts unterscheidet sich jedoch die politische Krankheit im alten Israel. Die Herrscher der Gegenwart handelten planvoll nach den Leitlinien ihrer Ideologien. Das Handeln der Könige damals war mehr ein Handeln aus Schwäche oder Gleichgültigkeit. »*Ein jeder tat, was recht war in seinen Augen*« – dieser Satz aus dem Buch der Richter (17,6; 21,25) gewann eine neue Aktualität. Und wo jeder nur noch an die Verbindlichkeit seiner eigenen Vorstellungen glaubt, ist die Niederlage im Ganzenschon vorprogrammiert. Israel wurde zur leichten Beute der Nachbarvölker und trat von der politischen Bühne ab.



**A**lles das ist zu unserer Belehrung geschrieben. Dem modernen Deutschland kann es genauso ergehen wie Israel damals und so kann es seine eigene Endzeit tatkräftig und einsichtslos vorbereiten.

Die Bedrohung durch äußere Feinde ist kaum ein Anlass, sich Sorgen zu machen. Kriege gab es immer, und sie wird es immer geben. Die inneren Entwicklungen in unserem Land aber haben Gewicht.

Dabei kann es absolut nicht darum gehen, der Idee eines christlichen Abendlandes hinterherzulaufen. Diese Auffassung vom Christentum als staatlich lizenziertes und deshalb dem Staat zu beliebiger Verfügung stehender Religion ist durch die Bibel nicht

zu begründen. Sie ist unter Politikern aber beliebt, weil sich mit ihr gut regieren lässt.

Was vielmehr zu fürchten ist, ist, dass die geschöpflichen Grundlagen in Bezug auf das Zusammenleben der Menschen nachhaltig angegriffen werden.

Der Christ, der sich mit Recht als Bürger des Himmels betrachtet und sich seiner Fremdlingschaft auf dieser Erde bewusst ist, sollte die Ordnungen nicht gering achten, die Gott dem Menschen mitgegeben hat. Statt vorstaatlicher Tugenden könnte man hier auch von geschöpflichen Tugenden sprechen. Wenn wir zum Beispiel jedem Menschen mit Achtung begegnen, tun wir das nicht aufgrund staatlicher Gesetze, sondern weil wir in jedem Menschen ein Werk Gottes sehen.

Wenn der Staat seinerseits diese Ordnungen teilweise oder ganz beseitigt, können wir andererseits nur sorgenvoll zuschauen, so wie die treuen Israeliten damals auf die götzendienerischen Könige in assyrischer Zeit blickten. Wenn dieser Staat darüber zugrunde geht, ist das weniger unsere Sache, sondern Sache Gottes.

Wir haben aber die Aufgabe, dafür im Gebet einzutreten und vielleicht nach unseren Möglichkeiten zu wirken, dass das nicht geschieht. »*Fürchtet Gott und ehrt den König*« (1Petr 2,17), ist auch uns gesagt. Aber alles Zukünftige sollten wir guten Mutes den Händen des Allmächtigen anvertrauen.

*Karl Otto Herhaus*



# Als Christ in der Mediengesellschaft leben (2)



## 6. Das Smartphone

1973 wurde das erste Mobiltelefon vorgestellt; im Februar 2016 gab es ca. 51 Millionen Smartphones in Deutschland. Auf der Wunschliste von Kindern im Grundschulalter hat das Smartphone heute höchste Priorität.

Es ist u. a. deshalb so beliebt, weil es eine Fülle von Funktionen bietet. Erst moderne Datenverarbeitung macht es möglich, die Daten, die das Smartphone mit seinen Sensoren liefert, zu verwerten. Mit dem Smartphonegebrauch gehen aber auch Risiken einher. So schauen junge Menschen ca. 150-mal am Tag darauf – das sind in der Regel 150 Ablenkungen. Die durchschnittliche tägliche Nutzung beträgt ca. 4 Stunden, 40 Minuten.

Untersuchungen zeigen, dass eine intensive Nutzung des Smartphones mit schlechteren Leistungen, höherer Angst und geringerer Lebenszufriedenheit einhergeht. In diesem Zusammenhang gibt es eine neue Krankheit: die Nomophobie (**no mobile phone + Phobie**). Das ist die Angst, von seinem Smartphone getrennt zu sein bzw. es nicht verwenden zu können. So hat der Begriff Trennungsangst im digitalen Zeitalter eine ganz neue Bedeutung erlangt.

In China benutzt eine halbe Milliarde Menschen Smartphones. Bei einer Untersuchung mit Schülern dort wurde gesteigerte Unaufmerksamkeit ermittelt, (1) je mehr Zeit mit dem Smartphone zum Zweck der Unterhaltung verbracht wurde, (2) wenn es tagsüber in der Hosentasche getragen wurde und (3) wenn es nachts nicht ausgeschaltet war. Besonders stark war die Unaufmerksamkeit dann,

wenn ein Schüler mehr als eine Stunde täglich auf seinem Handy mit Spielen beschäftigt war.

Eine 8. Klasse in einem bayerischen Gymnasium verzichtete freiwillig einen Monat lang auf das Smartphone. Die Schüler sagten, dass sie entspannter gewesen seien, sich mehr an Träume erinnern hätten und die Stimmung besser gewesen sei. Nicht ohne Grund empfehlen Experten in Bezug auf Jugendliche eine Zeitbegrenzung für Smartphones mit Internetzugang.

Ein allgegenwärtiges Phänomen bei Smartphones sind »Selfies«. Sie sind sehr gut für Erinnerungsfotos geeignet. Süchtige machen jedoch bis zu 200 Selfies am Tag, stellen sie laufend online und hoffen, möglichst viele Likes oder positive Kommentare zu bekommen. Das gilt auch für Fotos in sozialen Netzwerken allgemein. So nennt man die junge Generation heute nicht umsonst »Generation Like«, weil vieles nur deshalb ins Netz gestellt wird, um möglichst viele Likes zu bekommen. Und das Jugendwort des Jahres 2015 lautete »Smombie«. Das ist eine Zusammenstellung aus Smartphone und Zombie und meint jemanden, der von seiner Umwelt nichts mehr mitbekommt, weil er nur noch auf sein Smartphone starrt.

## 7. Neue Medien: Süchte

### 7.1. Hirnforschung, besonders in Bezug auf Kinder

Kinder sind am Computer vielem ungeschützt ausgeliefert: unvereinbaren Reizen, emotional aufwühlenden Bildern, fragwürdigen Orientierungsangeboten. Das hat einen erheblichen Einfluss auf die

Entwicklung ihres Gehirns, die wiederum mit der des Verhaltens, Denkens, Fühlens und Gedächtnisses zusammenhängt. Wenn Kinder und Jugendliche täglich mehrere Stunden vor ihren Computern verbringen, verändert das ihre Wahrnehmung, ihr Raum- und Zeitempfinden, ihre Gefühlswelt und ihre Fähigkeit, sich im realen Leben zurechtzufinden.

Bei Kindern, die täglich stundenlang vor ihren Monitoren sitzen, passt sich das Gehirn an diese Art von Nutzung an, und so ist ihr Denken hochgradig von bildhaften Vorstellungen geprägt. Nach und nach kann es dann zu einer suchtartigen psychischen Abhängigkeit kommen.

Der Hirnforscher Gerhard Hübner schreibt: »Wer in den Strudel virtueller [künstlicher] Welten ein-

taucht, bekommt ein Gehirn, das zwar für ein virtuelles Leben optimal angepasst ist, mit dem man sich aber im realen Leben nicht mehr zurechtfindet. Der Rest ist einfach: Wer dort angekommen ist, für den ist die Fiktion zur lebendigen Wirklichkeit und das reale Leben zur bloßen Fiktion geworden. Ein solcher Mensch ist dann nicht einfach nur abhängig von den Maschinen und Programmen, die seine virtuellen Welten erzeugen. Er kann in der realen Welt nicht mehr überleben.«

Wenn heutzutage die Computersucht zunimmt, so hängt dies in erster Linie damit zusammen, dass die Kinder nicht das bekommen, was sie benötigen, und in die virtuelle Welt flüchten. Offenbar wachsen viele Kinder inzwischen unter Bedingungen auf, die

ihnen nur wenige Möglichkeiten bieten, ihre wirklich wichtigen Bedürfnisse zu stillen, sodass sie sich »Ersatzbefriedigungen« suchen.

Neue Medien haben also wie Alkohol, Nikotin und andere Drogen ein Suchtpotential. Häufige Netzaktivitäten bei Internetsüchtigen sind: Einkaufen im Internet, Videokonsum, soziale Online-Netzwerke, Chatrooms, Online-Spiele, allgemein intensive nächtliche Nutzung.

## 7.2. Spielsucht

Was bieten Online-Spiele und was glauben Computernutzer dort zu finden?

1. Klare und verlässliche Strukturen und Regeln, die man einhalten muss, wenn man ans Ziel kommen will.
2. Eigene, selbständige Entscheidungen, die man treffen muss und für die man – wenn sie sich als falsch erweisen – ganz allein verantwortlich ist.
3. Aufregende Entdeckungen, die man machen, und spannende Abenteuer, die man erleben kann.
4. Gefahren, Ängste und Bedrohungen, die man überwinden kann.
5. Ziele, die man erreichen kann.
6. Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die man erwerben und sich aneignen kann.
7. Kleinigkeiten am Rande, auf die man achten muss.
8. Vorbilder, denen man nachzueifern kann. Freunde.
9. Eigene Erfahrungen, auch Fehler, die klug machen.
10. Geschicklichkeit, die man zunehmend besser entwickeln kann.
11. Leistung, die sich lohnt. Er-



reichbare Ziele: Erfolg und Anerkennung.

Zusammenfassend kann man festhalten: Hinter jeder Sucht steckt eine Sehnsucht.

Als Symptome von Spielsucht lassen sich folgende Aspekte benennen: ständig steigende Spielzeit, abnehmende Teilnahme am realen Leben, häufiges Fragen: Was soll ich denn sonst machen?, Kontrollverlust/Entzugserscheinungen, ständiger Stress mit den Eltern, nachlassende schulische Leistungen.

Als größter Risikofaktor für den suchtartigen Konsum von Videospiele hat sich der uneingeschränkte Zugang zu Computerspielen im Grundschulalter erwiesen. 81% der Jungen nutzen Spiele, die nicht für ihr Alter freigegeben sind, und 70% der Eltern erlauben es. Nach Angaben der Drogenbeauftragten der Bundesregierung gibt es 560 000 Computersüchtige in Deutschland, davon 250 000 im Alter von 14 bis 16 Jahren. 25 Millionen Deutsche über 14 Jahren spielen Computerspiele.

Nur am Rande kann hier erwähnt werden, dass Killerspiele gewalttätig machen, die Gefühle abstumpfen lassen und – im Falle von Ego-Shootern – Aufmerksamkeitsstörungen antrainieren.

## 8. Praktische Überlegungen

Wenn wir aus den obigen Aspekten nun einige praktische Überlegungen ableiten wollen, dann ist es für Eltern zunächst wichtig, ob sie die Hauptrisiken des Internets kennen und sich mit ihren Kindern darüber unterhalten können. Konkret ist es nötig, dass der Computerkindersicher ist, dass Eltern wis-

sen, wie viel Zeit das Kind vor dem Bildschirm verbringt, wie und wem es sich auf Facebook, Instagram, WhatsApp, Skype, Twitter usw. präsentiert, wozu es sein Handy benutzt und welche Inhalte es darauf und auf dem Computer oder Tablet hat. Sie sollten auch ein Auge darauf haben, inwiefern der Medienkonsum die Entwicklung und den Schulerfolg des Kindes negativ beeinflusst.

Als generelle Tipps lassen sich formulieren: Kinder sollten sich nicht zu lange mit den Medien beschäftigen – sinnvolle andere Tätigkeiten sind nötig; Kinder brauchen Netzbetreuung; Eltern sollten Interesse an den Computertätigkeiten ihrer Kinder zeigen, Gefahren und strafbare Handlungen besprechen, in Gefahrensituationen Beweise sammeln und klare Nutzungsregeln und Konsequenzen vereinbaren. Gegen das Argument »Alle anderen dürfen das aber« ist Stärke notwendig – meistens stimmt das nämlich nicht. Andererseits muss man sich bewusst machen, dass überzogene Verbote und totale Kontrolle – je nach Alter – das Gegenteil bewirken können.

In vielen alltäglichen Zusammenhängen gibt es Schutz für Kinder und Jugendliche; in die digitalen Welten dagegen werden sie oft ohne Schutz gelassen. Kinder müssen aber nach und nach Selbstkontrolle lernen. So lautet also die Empfehlung: Mindestens bis ca. 14 Jahre ist auch technischer Schutz sinnvoll, aber wichtig ist, dass Eltern informiert sind und mit den Kindern oder Jugendlichen gemeinsam deren Medienkompetenz vorantreiben. Die neueste Shell-Jugendstudie von 2015 besagt, dass



99 % der Jugendlichen in Deutschland Zugang zum Internet haben. Sie nutzen im Schnitt mehr als zwei Zugangskanäle (Smartphone, Laptop usw.) und sind durchschnittlich 18,5 Stunden wöchentlich im Netz.

Der Landesschulelternbeirat Hessen empfiehlt, keine Bildschirme im Kinderzimmer zu haben, den Kindern keine Möglichkeit zu geben, in der Nacht Handys oder mobile Konsolen zu benutzen, und Jugendlichen unter 16 Jahren keinen Internetzugang auf mobilen Geräten zu ermöglichen.

Generelle Sicherheitshinweise – auch für Erwachsene – wären noch, wichtige Daten regelmäßig auf einer externen Festplatte zu sichern, immer auf einen aktuellen Virenschutz zu achten, die Firewall zu aktivieren und die Webcam zuzu-

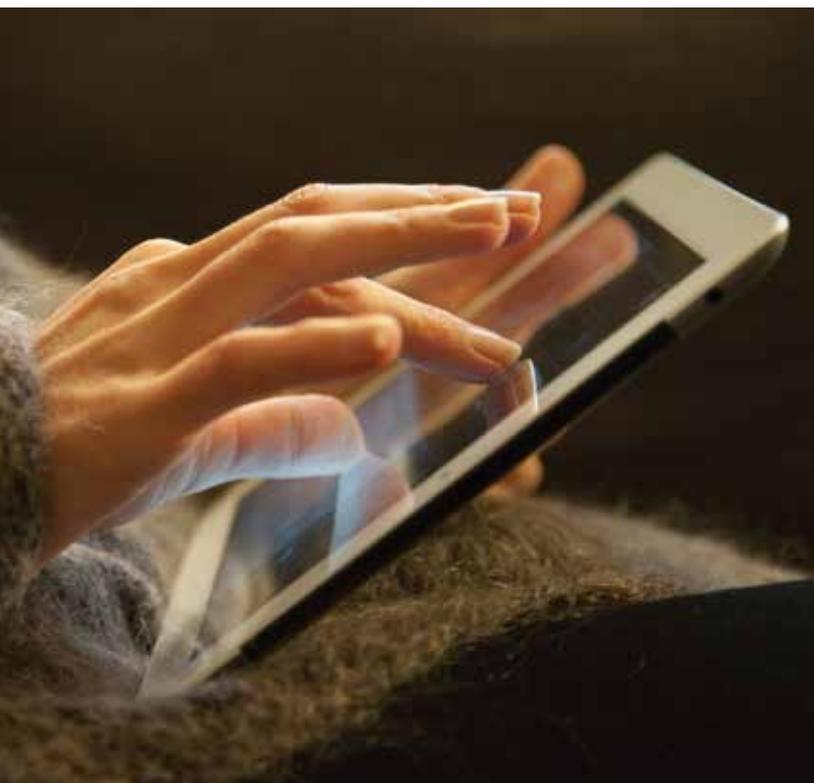
kleben. Was den illegalen Download von Musik, Filmen und Software betrifft, so wird dieser von den Rechteinhabern scharf verfolgt und kann zu hohen Schadensersatzforderungen führen. Hier gilt: Eltern haften für ihre Kinder. Bei E-Mail-Adressen kann es sicherer sein, nicht den vollständigen Namen anzugeben; andererseits sollten für berufliche Zwecke auf keinen Fall unseriöse E-Mail-Adressen verwendet werden.

Wer ein Baby vor einen Bildschirm setzt, riskiert einen negativen Einfluss auf seine geistige Entwicklung: Kleinkinder, die Baby-Filme schauen, kennen deutlich weniger Wörter als andere, sind also in ihrer Sprachentwicklung verzögert. Wenn ein Elternteil täglich vorliest, ergibt sich hin-

gegen ein positiver Effekt auf die Sprachentwicklung. Auch das tägliche Erzählen von Geschichten hat eine positive Wirkung, ebenso das Hören von Musik. Die Computernutzung im Kindergartenalter hingegen kann zu Aufmerksamkeitsstörungen und später zu Lesestörungen führen.

Es wurde bereits erwähnt, dass der Computereinsatz beim Lernen heutzutage unabdingbar ist. In der Schule nehmen Computer den Kindern mittlerweile aber auch Arbeiten ab, die sie besser selbst erledigen würden. Es gibt bis heute keinen hinreichenden Nachweis dafür, dass die moderne Informationstechnik das Lernen in der Schule verbessert. Sie führt im Gegenteil zu oberflächlichem Denken, lenkt ab und hat zudem unerwünschte Nebenwirkungen. So leistet man z. B. beim Kopieren von Informationen aus dem Netz weniger Denkarbeit und beim Schreiben mit dem Computer weniger Gehirntätigkeit, als wenn man von Hand schreiben würde – man behält das Geschriebene weniger und auch die motorischen Fähigkeiten können darunter leiden. Wenn Vorwissen in einem Fachgebiet da ist, hilft das Internet sehr gut, dieses zu vertiefen – mehr aber auch nicht. In letzter Zeit gibt es immer mehr namhafte Untersuchungen, die feststellen und bestätigen, dass der Computer als Lernmedium lange Zeit völlig überschätzt wurde. Lernen mit Hirn, Herz und Hand ist nach wie vor zentral wichtig.

Der Besitz einer Spielekonsole wirkt sich schon nach wenigen Monaten messbar negativ auf die Lese- und Schreibleistung von



Grundschulern aus, wenn die Nutzung nicht klar reglementiert wird. Auch ist zu bedenken, dass Multitasking – laut Hirnforschung – nicht möglich ist (es wird vor allem von Mädchen versucht). Deshalb sollte man z. B. bei Hausaufgaben keine Musik hören und keine sozialen Netzwerke geöffnet haben, denn Menschen, die häufig mehrere Medien gleichzeitig nutzen, weisen Probleme bei der Kontrolle ihres Geistes auf und haben insbesondere Schwierigkeiten bei der Konzentration und Fokussierung.

Es ist allgemein bekannt, dass Depressionen mittlerweile eine Volkskrankheit sind; nach Erkältungen sind sie der zweithäufigste Grund für Krankschreibungen in Deutschland. Digitale Medien begünstigen das Auftreten einer Depression auf verschiedenste Weise.

## 9. Schluss

Wenn wir das Thema Internet und Computer zusammenfassen, müssen wir feststellen, dass es grob drei Aspekte gibt: 1. Notwendigkeit und Nutzen; 2. zeitraubende Beschäftigung; 3. Kontakt mit Bösem. Diese Aspekte lassen sich allerdings nicht streng voneinander trennen und gehen zum Teil ineinander über. Auch beim Umgang mit Computer und Internet sollten wir also vorsichtig sein und uns von »jeder Art des Bösen« fernhalten (1Thess 5,22). Denn: »Aus dem Herzen kommen hervor böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerungen; diese Dinge sind es, die den Menschen unreinigen« (Mt 15,19f.). Und: »Im Übrigen, Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieht die ganze Waffenrüstung Got-

tes an, damit ihr zu bestehen vermögt gegen die Listen des Teufels. Denn unser Kampf ist nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Fürstentümer, gegen die Gewalten, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistlichen Mächte der Bosheit in den himmlischen Örtern. Deshalb nehmt die ganze Waffenrüstung Gottes, damit ihr an dem bösen Tag zu widerstehen und, nachdem ihr alles ausgerichtet habt, zu stehen vermögt« (Eph 6,10–13).

Unser Einfluss auf andere Menschen mag vielleicht nicht dem von Steve Jobs nahekommen, und wir sollten dies wohl auch nicht anstreben. Der Autor seiner einzigen autorisierten Biografie, Walter Isaacson, schreibt nämlich, dass Jobs für sich selbst nie die innere Ruhe gefunden habe, die er suchte. Jobs' Leben sei daher »Lehre und Warnung zugleich«.

Es wäre zu wünschen, dass wir mehr und mehr das Wichtige vom Vordergründigen zu unterscheiden lernen, dass wir erkennen, was im Leben wirklich zählt, dass unser Einfluss auf andere eine über dieses Leben hinausgehende Dimension hat und dass der Reichtum in Christus mehr und mehr unser Handeln, unsere Beziehung zu anderen Menschen und auch unseren Umgang mit Internet, Handys und Computern bestimmt.

Jochen Klein

### Wichtigste verwendete Quellen:

- [klicksafe.de](http://klicksafe.de)
- Manfred Spitzer: *Digitale Demenz und Cyberkrank*
- verschiedene Publikationen von Günter Steppich



# Warum liebt uns Gott so sehr?

Die Sonntagsschullehrerin hatte die biblische Geschichte fertig erzählt und stellte nun Fragen an die Kleinsten. »Was meint ihr, warum wohl liebt Gott uns alle so sehr?«, wollte sie wissen.

Eine Zeitlang blieb es still. Dann streckte die kleine Christina den Finger, und ohne den geringsten Zweifel an der Richtigkeit ihrer Antwort kam es: »Weil er doch jeden von uns nur einmal hat.«

Was für eine einfache und doch tiefgründige Aussage!

In der Bibel wird immer wieder mit aller Eindringlichkeit darauf hingewiesen, dass Gott an uns als

Einzelnen größtes Interesse hat. Jeden von uns hat er wunderbar erschaffen – sozusagen als Original. Wer kennt nicht die tröstlichen Worte aus Jesu eigenem Mund:

*»Werden nicht zwei Sperlinge für ein paar Pfennige verkauft? Und nicht einer von ihnen wird auf die Erde fallen ohne euren Vater. Bei euch aber sind selbst die Haare des Hauptes alle gezählt. Fürchtet euch nun nicht! Ihr seid wertvoller als viele Sperlinge« (Mt 10,29–31).*

*Herman W. Gockel*

*(aus: Kein Leben ohne Freude)*